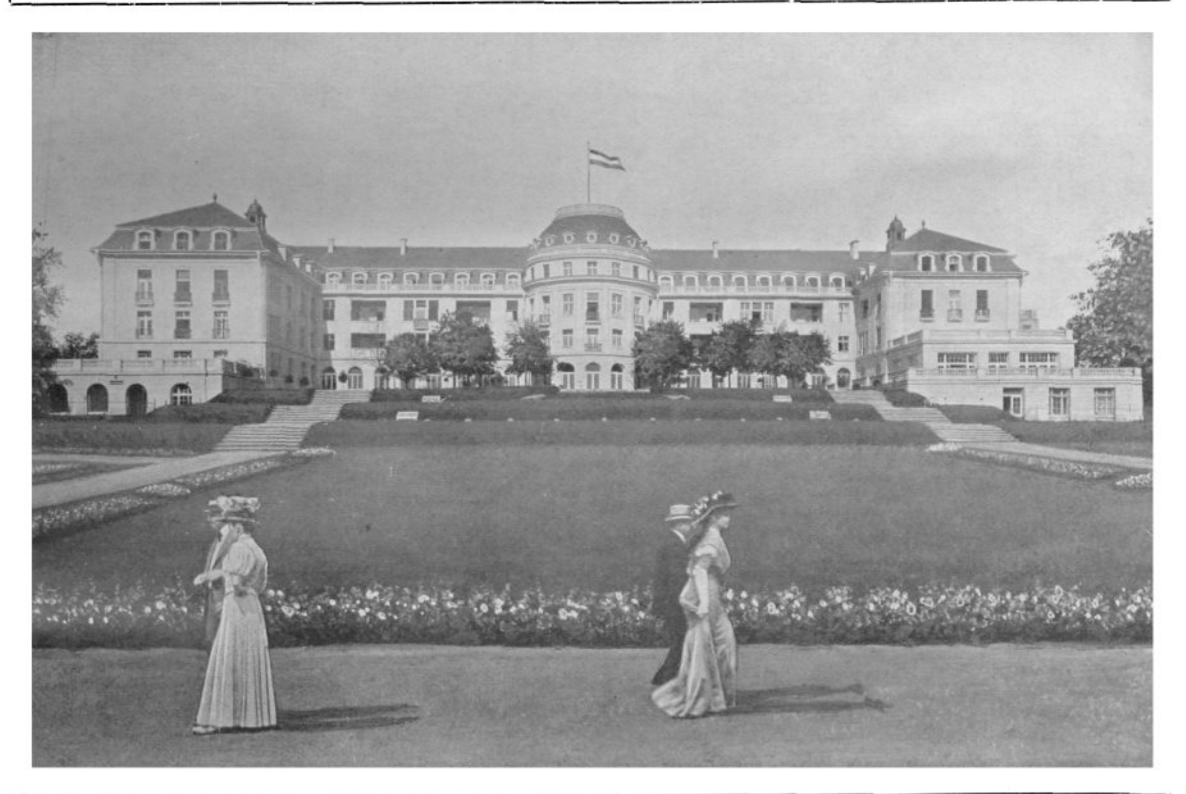
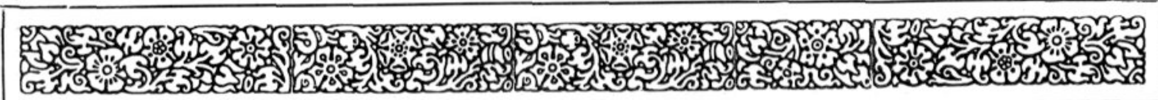






Das Grand Hotel in Salzbrunn



Der Ausschank der Kronenquelle in Bad Salzbrunn

## Unsere Beilagen

Zwei Frühlingsbilder aus Schlesien bringen die beiden Beilagen (Nr. 30 und 31), leider nur in Schwarz und Weiß nach farbigen Lithographien.

Das eine mit dem Gebirgsbauernhause, um das es grünt und blüht, hat Ernst Müller-Bernburg geschaffen. Er nennt sich nach seiner Vaterstadt, wo er 1874 geboren wurde. Er hat erst die Porträtmalerei in Leipzig studiert, sich aber dann, seiner eigentlichen Neigung und Begabung folgend, der Landschaftsmalerei zugewandt und zwar an der Münchener Akademie. Im Jahre 1905 ist er zum erstenmal in der Münchener Ausstellung der Sezession an die Oeffentlichkeit getreten. Das Isartal und unser Riesengebirge haben ihn seitdem immer wieder angezogen und ihm Stoff zu Bildern geliefert. „Meine größeren Gemälde“, so schreibt er uns resigniert, „sind weder im Besitz von Staatsgalerien noch von Privatsammlern, sondern warten noch geduldig auf ihre Käufer“.

Aber der Künstler ist nicht nur Maler, sondern auch Graphiker. Er hat radiert und lithographiert, wie wir hier sehen, er hat auch ein Büchlein geschrieben und mit Zeichnungen geschmückt, ein Buch über „Breslau“. Von seinen Lithographien sind drei Landschaftsmappen erschienen, eine aus dem Isartal, zwei vom Riesengebirge, und demnächst wird er einen „Schlesischen Kalender“ für uns zeichnen.

Der Künstler des zweiten hübschen Blattes mit einem Motive aus Leubus, Erich Wolff, ist 1881 in Cosel in Oberschlesien geboren, hat zuerst das Baufach studiert und ist seit 1904 Maler und Griffelkünstler. Seine Studien begann er in München bei Professor Buschbeck, ging aber schon nach einem Jahre nach Dachau zu Hans von Hayeck, bei dem er vier Jahre blieb, und mit dem er eine Studienreise nach Holland und Belgien machte. Seitdem hat er selbstständig in Breslau, Leubus, Dachau, Rothenburg und Dinkelsbühl gearbeitet und wird den Besuchern der Lichtenbergschen Kunstausstellung in Breslau kein Unbekannter sein.

## Bad Salzbrunn

Bad Salzbrunn hat in verhältnismäßig kurzer Zeit den Schritt von einem guten, alten Kurbade zu einem Kurorte ersten Ranges getan. Nur wo in ebenso verständnisvoller wie zielbewußter Weise und mit so reichen Mitteln geschaffen werden konnte, war eine so durchgreifende Aenderung der inneren und äußeren Verhältnisse möglich. Die Quellen des Bades, früher in drei verschiedenen Händen, sind jetzt in der einen starken Hand des fürstlichen Besitzers vereinigt. Die veralteten und teilweise ungenügenden Fassungen der Quellen sind beseitigt und einer modernen Neufassung gewichen. Die Ergiebigkeit ist dabei erheblich gesteigert, die Ausflüsse sind so reguliert worden, daß sie bequem zugänglich und vor allen äußeren Einflüssen geschützt sind — bei der Art des Heilung suchenden Badepublikums gerade hier ein besonders wichtiger Faktor! Die hygienischen Verhältnisse des ganzen Ortes sind durch Einbettung und Ueberdachung des Salzbaches, der ganz Salzbrunn und sein Quellengebiet durchfließt, und durch Einführung der Kanalisation von Grund aus verändert, sodaß der schärfste hygienische Kritikus keine Einwendungen mehr erheben kann. Die Parkanlagen sind durch große Terrainankäufe und Schaffung bequemer Wege mit vielen Ruheplätzen in schönen Gartenanlagen vergrößert und verschönt, und neben zahlreichen neuen Villen und Häusern ist am 1. Juni 1910 das neuerbaute Kurhotel der fürstlichen Verwaltung, das „Grand Hotel“, eröffnet worden.

Letzteres liegt auf einer terrassenartig ansteigenden Anhöhe, umgeben von prächtigen Garten- und Parkanlagen, 2 Minuten von den Trinkquellen entfernt. Seine modernen, der Neuzeit entsprechenden Einrichtungen sind ein Muster der gesamten Hotelindustrie und verdienen volle Anerkennung.

Die Außenarchitektur ist monumental im Stile Louis XVI. durchgeführt und macht einen imposanten Eindruck.

Der Haupteingang des Gebäudes führt durch eine Vorhalle, in welcher sich rechts die Portierloge, das Empfangszimmer mit Kasse, der Personen-Aufzug nach den oberen Etagen und links das Direktorzimmer befinden, in eine geschmackvoll ausgestattete, ovale, durch zwei Stockwerke gehende, 8 m hohe Konversationshalle, von welcher man einen Ausblick nach den anschließenden, zum Hotel gehörigen Gartenanlagen genießt. An die Konversationshalle schließt sich auf beiden Seiten ein breiter Korridor, welcher die Verbindung mit den öffentlichen Räumen herstellt, und zwar auf der einen Seite mit dem Frühstückssaal, dem großen Fest- und Speisesaal, welcher Platz für 250 Personen bietet, der



Die Halle im Grand Hotel in Salzbrunn

Bar im Empire-Stil, dem Rauch- und Lesezimmer im Georgian-Stil (mit Klubsessel und großen Ledersofas), dem Billardzimmer und dem ganz im Stile Louis XVI. möblierten Damen- und Musikzimmer, — auf der anderen Seite mit dem Schreibzimmer, dem großen Spielsaal, (welcher mit sehr praktischen Spieltischen, einem Pferdchenspiel und einem holländischen Kreiselspiel ausgestattet ist), dem Herren- und Damen-Friseur-Salon, der Herrengarderobe und dem Gepäckfahrstuhl.

Zwischen dem Frühstück- und dem großen Speisesaal befindet sich eine geräumige Anrichte, versehen mit Wärmeschränken, einem separat verschlossenen „Dessert" usw., von wo aus man in die Hauptküche gelangt. Dieselbe ist dem Charakter des Hotels entsprechend eingerichtet und enthält zwei große Herde, zwei Grills, einen Salamander usw. Neben der Hauptküche befindet sich das Magazin, wo die Lebensmittelvorräte aufbewahrt und nach Bedarf herausgegeben werden.

Daneben liegt eine modern eingerichtete Konditorei, die von einem besonderen Chef geleitet wird, nebst einem anschließenden Raum, in welchem sich eine Eisturbine und eine Eiszerkleinerungsmaschine, beide mit elektrischem Antrieb, befinden. Hier liegen auch die Kaffeeküche und die Glas-, Porzellan- und Silberspülen.

Neben den Treppen, welche zu den Restaurationsräumen führen, liegt der Tagesweinkeller. In ihm befindet sich ein großer Kühlschrank, in welchem die Mosel-, Rhein-, Champagnerweine und Kognaks unter kühler Temperatur gepflegt werden, sodaß dieselben im Sommer bei größter Hitze ohne Eiskübel stets frisch serviert werden können. Die Kühlung dieses Schrankes geschieht durch eine große Kühlmaschine. Diese dient gleichzeitig zur Kühlung der Fleisch-, Wild-, Gemüse- und Fischkühlräume und zur Erzeugung von Natureis. Neben dem Tagesweinkeller befindet sich auch der Hauptweinkeller mit einem großen Vorrat edlen Rebensaftes.

Im Kellergeschoß ist ferner eine große Niederdruckdampfanlage untergebracht zur Zubereitung des warmen Wassers und zur Speisung der Zentralheizung.

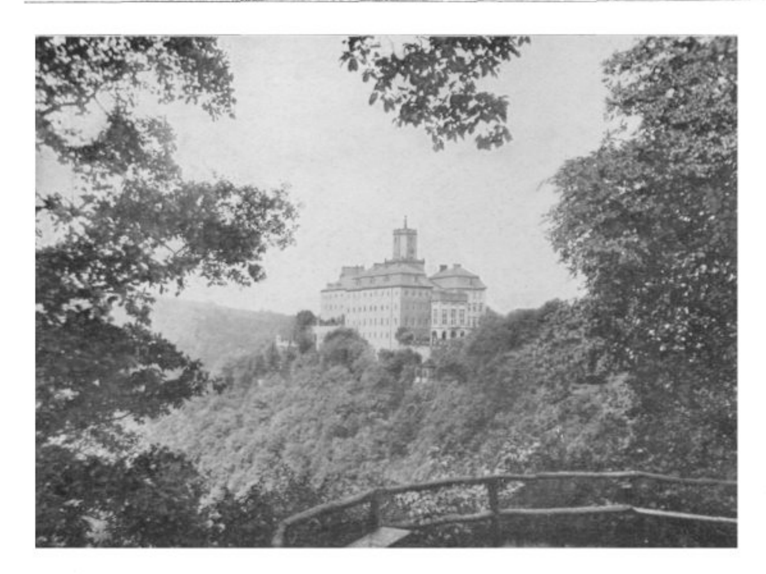
Das Hotel verfügt über 135 vermietbare Zimmer mit 200 Betten, darunter für sich abgeschlossene Appartements, bestehend aus einem Salon, ein oder mehreren Schlafzimmern und Badezimmer usw. Die meisten Zimmer haben entweder geräumige Loggien oder Balkons und sind mit Rüsternholzmöbeln, die im Sheratonstil gehalten sind, ausgestattet.

Die Geruchsverschlüsse aller Wannen, Klosetts und Wasserbecken sind primär und sekundär entlüftet, um ein eventuelles Absaugen der Wasserverschlüsse zu vermeiden. Die Klosettabwässer sind mit besonderen, von den Entwässerungssträngen für Bäder und Waschtoiletten getrennten Röhren in die Kanalisation eingeleitet. Für die Badezimmer sind durchweg Feuertonwannen amerikanischen und englischen Fabrikats verwendet worden. Für eine ausreichende künstliche Ent- und Belüftung aller Gesellschaftsräume ist in weitgehendster Weise gesorgt.

Die Vorrichtungen für eine allen, auch den verwöhntesten Ansprüchen gerecht werdende Bewirtschaftung des Grand Hotels sind vorhanden. Letzteres ist einem Direktor unterstellt, der bereits in Paris und London größere Hotels geleitet hat.

Nachdem durch diesen Bau auch die Wohnungsverhältnisse und die Verpflegung in Bad Salzbrunn ganz erheblich verbessert worden sind, kann das Bad mit den größten Bädern des In- und Auslandes in Konkurrenz treten. Seine großartigen Anlagen und seine durch die Natur begünstigte Lage stellen es mit an erste Stelle.

Aber auch für ganz Schlesien und den Osten überhaupt bedeutet der Bau eine wirksame Förderung des Verkehrs. Der Westdeutsche, teilweise auch schon der Mitteldeutsche meidet unsere Bäder und zieht ihnen die



Blick vom Luisenplatz in Salzbrunn auf Schloß Fürstenstein

an Heilkraft keineswegs besseren in Westdeutschland oder gar Böhmen vor, weil er den Komfort, den er beansprucht, bei uns nicht zu finden glaubt. Wer das neue Hotel in Salzbrunn besucht, wird dieses Vorurteil für immer ablegen und gern wiederkehren in das landschaftlich so schöne und an wirksamen Heilquellen so reiche Schlesierland.

Den vielen neu errichteten Kurhotels kann dieses neueste sich stolz an die Seite stellen, und auch der verwöhnteste Kurgast kann jetzt inmitten der prächtigen schlesischen Gebirgslandschaft seine Kur durchführen und allen Komfort, den ein modernes Haus, elegante Bäder und was sonst an Einrichtungen in einem großen Kurbade ersten Ranges verlangt wird, voll genießen. Es dürfte in Wirklichkeit wenig Kurorte geben, die in so kurzer Zeit so große Veränderungen durchgemacht und sich so glanzvoll entfaltet haben.

In gut ausgestatteten, jedes übertriebene Wort vermeidenden Schriften, reich an guten Illustrationen, die besonders die ebenso schwierigen wie interessanten Quellenfassungsarbeiten und den eleganten Bau des „Grand Hotel" wiedergeben, macht die fürstliche Verwaltung Mitteilung von allem Neugeschaffenen, und besonders auch jeder Quellenbesitzer wird mit vollem Interesse von den Schriften und Bildern Kenntnis nehmen, hoffentlich auch viele Aerzte und weite Kreise des Publikums, damit die aufgewendeten Millionen sich nach und nach rentieren.

Deutschland hat ein neues Bad erhalten, und der englische Arzt, dessen Gegenüberstellung französischer und deutscher Bäder so zu gunsten Deutschlands ausfiel, besucht hoffentlich einmal Schlesien, um so sein Urteil auch da bestätigt zu finden, an erster Stelle im neuen, altberühmten Bad Salzbrunn.

## Grundsteinlegungen

Am Osterdienstag, dem 18. April, vormittags 10 Uhr fand die feierliche Grundsteinlegung zur Pauluskirche am Striegauer Platz in Breslau statt. Die Weiherede hielt Pastor prim. Dr. Menzel, Schlußgebet und Segen Generalsuperintendent D. Nottebohm, die Verlesung der Urkunde, die in den Grundstein der Kirche eingefügt wurde, erfolgte durch Fabrikbesitzer F. W. Hofmann.

Sonntag, den 23. April erfolgte unter außerordentlicher Beteiligung weiter Kreise der katholischen Bevölkerung Breslaus die feierliche Grundsteinlegung für die an der Kreuzung der Gabitz- und Charlottenstraße im Bau begriffene katholische Carolus-Kirche statt.

## Schuleinweihungen

**Breslau.** Am 20. April fand die feierliche Eröffnung des prächtigen Neubaues der Augustaschule an der Schwerinstraße statt. Stimmungsvolle Chorgesänge leiteten die Feier ein. Stadtschulrat Dr. Hacks sprach im Namen der städtischen Behörden. Provinzial-Schulrat Dr. Brinkmann übermittelte die Glückwünsche der Regierung und überreichte einige Ordensauszeichnungen. Direktor Dr. Schmidt gab dann einen interessanten Auszug aus der Geschichte der Augusta-Schule. Diese wurde im Jahre 1767 gegründet und führte den Namen „Magdalensche Jungfernschule"; der Inspektor war nämlich gleichzeitig Professor am Magdalenen-Gymnasium. Das erste Heim der Schule befand sich Albrechtstraße. 1851 siedelte sie nach Ritterplatz 1 über. Im Jahre 1863 wurde die Anstalt des starken Besuches wegen geteilt. Die jetzige Augusta-Schule verlegte man nach der Taschenstraße, von welcher aus sie nun in ihr imposantes Heim an der Schwerinstraße übersiedelt ist. Die mit neuzeitlichem Komfort und allen Anforderungen der Hygiene entsprechend ausgestatteten Räume fanden den ungeteilten Beifall aller Beschauer. Am Abend beschloß eine äußerst gelungene, theatralische Aufführung, Vergangenheit und Gegenwart der Schule berührend, den denkwürdigen Tag. Besonderen Beifall errang bei der zahlreichen Zuhörerschar eine reizende Märchenoper, von Schülerinnen der 4. Klasse aufgeführt, sowie ein von Direktor Dr. Schmidt verfaßtes, allerliebstes Lustspiel in Rokkokogenre aus dem Schulleben der „Magdalenschen Jungfernschule" im Jahre 1774.

Emmy Busch in Breslau

**Königshütte.** Das infolge der Entwickelung der Realschule zur Oberrealschule in Königshütte neu erbaute Schulgebäude wurde gleichfalls am 20. April vormittag in feierlicher Weise seiner Bestimmung übergeben. Als Vertreter des Provinzialschulkollegiums nahm Geh. Regierungsrat Dr. Holfeld an der Feier teil. In der Aula des neuen Gebäudes erfolgte nach dem Festakt die Verpflichtung des neuen Direktors, Dr. Knobloch. Nachdem dann Gymnasialdirektor Dr. Michalski, Oberbürgermeister Stolle und der Direktor der städtischen höheren Mädchenschule Rittner Ansprachen gehalten hatten, fand die Feier mit einem Vortrag der Jubelhymne aus dem Oratorium „Die Schöpfung" ihr Ende.

**Beuthen.** Am Donnerstag, dem 20. v. Mts. fand die Einweihung des katholischen Lehrerinnenseminars in Beuthen statt, an der zahlreiche Ehrengäste teilnahmen. Als Vertreter der Regierung war Provinzialschulrat, Geh. Regierungsrat Dr. Wende erschienen.

## Naturdenkmalpflege

Am 19. April wurde in Neisse ein Landschaftskomitee für Naturdenkmalpflege gegründet. Das Tätigkeitsgebiet des Komitees soll die Kreise Falkenberg, Grottkau, Neisse und Neustadt O.-S. umfassen. Zum Vorsitzenden wurde Oberbürgermeister Warmbrunn, zum Geschäftsführer Stadtrat Nave in Neisse gewählt. Landschaftskomitees bestehen außerdem in Schlesien noch im Riesengebirge, in der Oberlausitz und in Liegnitz.

Ein altes Wahrzeichen von Oels, die sogenannte „einsame Birke am Hexenberg", fiel am 24. April dem Verkehr zum Opfer, nachdem die Bahnhofsbauten so weit vorgeschritten waren, daß die Niederlegung des Baumes notwendig erschien.

## Ausstellungen

Im Brockauer Rathause war kurze Zeit eine Kollektivausstellung des Verbandes Breslauer Vororte zu sehen, die für die diesjährige Posener Ausstellung zusammengestellt worden ist. Beteiligt daran sind außer dem Verbande selbst die Orte: Brockau, Dyhernfurth, Deutsch-Lissa mit Klein-Heidau, Ohlau, Obernigk und Zobten. Ausgestellt waren Pläne und Modelle, Photographien, Aquarelle und Oelbilder von alten und neuen Baulichkeiten und Naturschönheiten der einzelnen Orte. Bei Brockau sind ein Doppelbild des Rathauses und zwei Schaubilder der neuen evangelischen und der neuen katholischen Kirche zu erwähnen, die Regierungsbaumeister Dobermann gegenwärtig baut. Von der Gruppe Trebnitz ist ein schönes Aquarell der Hedwigskirche von Regierungsbauführer Proskauer hervorzuheben, sowie ein Stadterweiterungsplan der Architekten Straßburg und Schlicht, von der Gruppe Ohlau ein Aquarell des Rathauses von Architekt Gaze in Breslau neben schönen Photographien aus dem Oderwalde. Auch bei Dyhernfurth fielen die Photographien auf. Deutsch-Lissa hatte ein Modell der höheren Knaben- und Mädchenschule ausgestellt. Von besonderem Interesse aber waren der Bebauungsplan für die Stadt Zobten und eine Skizze für die Besiedelung des ganzen Zobtengebietes, in denen der Breslauer Stadtbaurat Berg seine Ideen einer Gartenstadtentwicklung der dortigen Gegend zum Ausdruck gebracht hatte.



Promenade in Salzbrunn
Im Hintergrunde der Hochwald

## Kutschkiana.

Der unstreitig interessanteste in der Schar der Veteranen Schlesiens ist Hoffmann-Kutschke, der Sänger des letzten Krieges von 1870. Sein Vorbild war nicht Arion, der „nur der Leier zarte Saiten, doch nie des Bogens Kraft gespannt“ hatte, sondern Körner, der mit „Leier und Schwert“ gleich nachdrücklich umzugehen wußte. Hoffmann-Kutschke ist die Urheberschaft an seinem bekannten Soldatenliede vielfach — so auch kürzlich — zu Unrecht streitig gemacht worden. Es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, auf die Angelegenheit etwas näher einzugehen.

Es sind ziemlich viele verschiedene Kutschkelieder vorhanden, die beweisen, daß dem deutschen Humor die französische Luft gut bekommen ist. Doch haben nur zwei von ihnen große Verbreitung gefunden. Das eine rührt von unserem Breslauer Mitbürger, dem Eisenbahn-Stationsassistenten a. D. Gotthelf Hoffmann her, das andere von dem 1877 verstorbenen Pastor Hermann Alexander Pistorius.[1]) Hoffmann kann sich daher nicht als Verfasser „des Kutschkeliedes“ bezeichnen, sondern nur als Verfasser „seines Kutschkeliedes“. Und wenn Professor Unbescheid zu Dresden in seinem sonst so trefflichen Aufsatze „Die Kriegspoesie von 1870/71 und das Kutschkelied“[2]) sagt: „Der Ruhm, den Kutschkegesang geschaffen zu haben, kann unmöglich Hoffmann streitig gemacht werden“, so können wir ihm nicht zustimmen; es muß heißen: Der Ruhm, „einen“ Kutschkegesang geschaffen zu haben. Hoffmann, den sein Kompagniechef, Hauptmann Freiherr von Richthofen, wegen seiner dichterischen Ader besonders liebgewonnen hatte, dichtete sein Lied am frühen Morgen des 4. August 1870 vor Weißenburg auf Vorposten; Pistorius, der den Feldzug nicht mitgemacht hat, verfaßte sein Gedichtchen am 16. August 1870 in seiner Schreibstube zu Basedow in Mecklenburg. Jenes spornte draußen im Felde, beim Donner der Kanonen, im Kugelregen zum Kampfe gegen Napoleon an, dieses wirkte erheiternd und anregend in seiner Heimat. Der Gesang des Pistorius (vier Strophen) mit der nicht besonders geglückten Zusatzstrophe von dem Bühnenschriftsteller Adolf Bahn ist in alle toten und lebenden Sprachen übersetzt worden, hat also internationale Berühmtheit erlangt. Das läßt sich aber von dem Hoffmannschen nicht erweisen. Jener muß demnach verbreiteter gewesen sein als dieser, der auch viel später im Druck erschien. Beide Lieder haben die ersten zwei Zeilen gemein, nämlich die Spottverse auf Napoleon („Was kraucht dort in dem Busch herum? Ich glaub', es ist Napolium.“), die, wie Karl von Holtei nachgewiesen hat, aus den Freiheitskriegen, aus dem Jahre 1813 stammen, schon in dem Scherzliede von der österreichischen oder Krähwinkler Landwehr vorkommen und deshalb weder von Hoffmann noch von Pistorius als Eigentum (Originalpoesie) in Anspruch genommen werden dürfen. Diese Erzeugnisse eines fröhlichen Humors waren damals auch Schülern und Studenten bekannt und wurden ebenso 1870 bei den preußischen Truppen, während des neuen großen Befreiungskrieges vielfach und gern gesungen, z. B. bei dem Füsilierregiment Nr. 40[3]), bei dem „Kutschke“ gestanden haben soll. Der alte, vor kurzem in der Presse von neuem entbrannte Streit um die Verfasserschaft dieser Reimzeilen ist also müßig. Sonst sind die beiden aus je fünf Strophen bestehenden Gedichtchen im Wortlaut wesentlich voneinander verschieden. Jener Anfangszweizeiler fuhr Hoffmann, wie er selbst erklärt, in dem Augenblicke, als er die Idee zu seinem Gesange fand, durch den Kopf.[4]) Als nämlich sein am 3. August zwischen 11 und 1 Uhr nachts gleichfalls auf Posten stehender Freund Breiter aus dem Dorfe Eichberg bei Bunzlau, auf ein Geräusch

[1]) Vergleiche H. Grieben, Das Kutschkelied vor dem Untersuchungsrichter. Berlin 1872. Lipperheide. — Wilh. Ehrenthal, Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung, Leipzig 1871. Brockhaus. — Die Kutschke-Polyglotte, von demselben Verfasser.

[2]) Vergleiche die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht,“ herausgegeben von O. Lyon, 9. Jahrgang 1895. Seite 319.

[3]) Vergleiche den Aufsatz von Hans Wachenhusen in der „Parole“ 1895. Seite 548.

[4]) Vergleiche den „Dresdner Anzeiger“ vom 4. November 1872.

in dem gegenüberliegenden Gebüsch achtend, ihm die Worte zurief: „Du, höre! Was mag dort rumkriechen?", erwiderte Hoffmann: „Was dort rumkriecht? Napoleon!" Pistorius übernahm jene Verse wie den Namen des „Füsiliers Kutschke" aus der „Kreuzzeitung" vom 14. August 1870. Das hat er selbst zugestanden, und vor kurzem hat es seine Tochter, Fräulein K. Pistorius, bestätigt.[5])

Das Gedicht des Pistorius hat man auch mehrmals in Musik gesetzt, doch ist keine einzige von diesen Singweisen volkstümlich geworden. Von den zahlreichen Kutschke-Kompositionen, zu deren Rhythmen zahllose Leute tanzten und Schlittschuh liefen, erfreute sich besonderer Gunst eine von dem österreichischen Kapellmeister Stasny im Oktober 1870 instrumentierte, flotte Kutschke-Polka mit einem hin und wieder eintretenden, schußartigen Paukenschlage.[6])

Gustav Uhl[7]) und Georg Bötticher[8]) weisen es streng zurück, wenn Hoffmann sich als den eigentlichen, wirklichen, echten Füsilier „Kutschke" ausgibt, weil ein Füsilier Kutschke in Wirklichkeit nie gelebt habe, sondern von einem Berichterstatter des Familienblattes „Daheim" erfunden worden sei. Doch will Hoffmann, der übrigens nicht Füsilier, sondern Grenadier gewesen ist (er stand bei der 4. Kompagnie des Grenadierregiments Nr. 6 in Posen), gar nicht mit dem mythischen, sagenhaften Füsilier, dem „Patent-Kutschke" identisch sein; er will vielmehr unter dem „wahren, echten, richtigen Kutschke" denjenigen Krieger verstanden wissen, der während des glorreichen Feldzuges von seinen Kameraden „Kutschke" genannt wurde, und das kann nur er selbst sein. Denn er führte schon im August 1870 bei seiner Kompagnie diesen Spitznamen, der ihm, wie etwa 20 Mitstreiter bezeugen, mit dem Vornamen August bald allgemein beigelegt wurde, zumal da der Name Kutschke in Hoffmanns Heimatgegend (See bei dem Dorfe Niesky im Kreise Rothenburg) sehr verbreitet war und viele von seinen Landsleuten bei demselben Truppenteil standen. Anfangs protestierte Hoffmann gegen diesen „ihm aufgeholzten, oktroyierten Kutschketitel"; später aber ließ er sich denselben gefallen, da seine Kameraden ihn fort und fort so nannten. „Kutschke" war sein nom de guerre. als „Kutschke" dichtete er vor seiner Verwundung bei Sedan, und als er in dem Lazarett zu Wolmirstedt bei Magdeburg mit seinen Liedern wieder auftauchte, war er bei seinen Kameraden sofort wieder der „Kutschke". Dem „Füsilier Kutschke in Wolmirstedt" übersandte der in Hirschberg erscheinende „Bote aus dem Riesengebirge" die Liebesgabe (fünf Taler), die „an den braven Füsilier Kutschke des Füsilierregiments Nr. 40 in Saarbrücken" geschickt worden, aber als unbestellbar zurückgekommen war, weil Adressat Kutschke dort bei keiner der 12 Kompagnien ausfindig gemacht werden konnte.[9]) „An den Füsilier Kutschke in Wolmirstedt" war der Brief gerichtet, worin Julius Breithor, der Schriftleiter der „Niederschlesischen Zeitung", Hoffmann aufforderte, in seiner Heimatstadt Görlitz gelegentlich verschiedene für ihn bestimmte Geschenke (ein Geldtäschchen, eine Kiste Zigarren und eine Zigarrentasche) sich abzuholen. Auch glaubte er in einer Zuschrift an „Das Neue Blatt"[10]) unserem Feldlyriker den Namen Kutschke deshalb zusprechen zu dürfen, weil er das Verdienst habe, zuerst in schlichter, populärer Dichtung dem Ausdruck gegeben zu haben, was unsere ganze, große Armee empfand: dem Bewußtsein der eigenen Tüchtigkeit gegenüber der durch glänzende Siege übermalten Aufgeblasenheit.[11]) Die Berliner „Post" vom 4. Oktober 1870 veröffentlichte in der Beilage zu Nr. 506 eins „der allerneuesten Zündnadellieder" von „Kutschke", der zwar infolge einer Operation („bei Sedan ses dents verloren") im Lazarett zu Wolmirstedt darniederliegen müsse, aber doch unverfroren in die Saiten seiner Lyra greife. Der „Görlitzer Anzeiger" vom 5. Oktober 1870 brachte in Nummer 232 ein „Zündnadellied vom Füsilier Kutschke", dem „witzigen Zündnadelliederfabrikanten in Wolmirstedt". Aus Magdeburg und Umgegend kamen viele Leute in das erwähnte Lazarett, um den verwundeten „Kutschke" zu besuchen.[12]) In seinem Reisepaß vom 13. September 1871 steht zu seiner Legitimation ausdrücklich vermerkt, daß „Inhaber als Dichter bezw. Schriftsteller den Namen Füsilier August Kutschke führt". Der Kommandierende General des 5. Armeekorps in Posen, von Seeckt, nennt ihn in einem Dankschreiben vom 13. August 1895 den „historischen Herrn Kutschke". Oberst z. D. von Elpons bezeichnet ihn in seinem quellenmäßigen Werke „Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870/71" S. 722 als den „vielgenannten Füsilier Kutschke". Den Ehrennamen „Kutschke" verdient Hoffmann, wie Prof. Dr. Matthäi, Mitglied der Kampfgenossenschaft zu Darmstadt, ausführt[13]), auch deshalb, weil er das war, was sich das deutsche Volk unter dem sagenhaften Füsilier Kutschke dachte, nämlich ein tapferer, entschlossener und zugleich dichtender Feldsoldat. Generalleutnant z. D. Friedrich Freiherr von Dincklage-Campe nennt ihn in seinen Kriegserinnerungen „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben" S. 142 den „schlesischen Kutschke". Und so findet es wohl jedermann begreiflich und ganz berechtigt, wenn ihm und den Seinigen auf ein Gesuch hin von dem Regierungspräsidenten von Heydebrand und der Lasa am 15. März 1899 die Erlaubnis zur Führung des Doppelnamens „Hoffmann-Kutschke" erteilt worden ist. Pistorius, der „alte Sechsundzwanziger", Feldprediger vor 1870, wollte zwar auch der „wahrhaftige Kutschke" sein, wie aus dem Titel seiner Schrift „Des wahrhaftigen Kutschke Lieder"[14]) hervorgeht; er hat sein Gedicht gleichfalls als „Kutschkelied" bezeichnet, doch ist nichts davon bekannt, daß der damals 60 Jahre alte, in der Schreibstube dichtende Superintendent den Beinamen „Kutschke" bekommen hätte. Er hat vielmehr denselben sich selbst zugelegt und ist daher mit dem „Füsilier Kutschke" weniger identisch als Hoffmann. So erscheint denn letzterer als allein berechtigter Träger des volkstümlich gewordenen Dichternamens.

Hoffmann nahm 1866 am Feldzuge gegen Oesterreich teil und kämpfte bei Nachod, Skalitz, Schweinschädel, Gradlitz und Königgrätz. In dem Gefechte bei Schweinschädel wurde er durch einen Granatsplitter leicht verwundet. Aus der Schlacht bei Wörth am 6. August 1870 trug er zwei leichte Verwundungen (Schrammschüsse) davon und erhielt für seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Als nämlich seine Kompagnie, von unaufhörlichem Feuer überschüttet, am Westausgange genannter Stadt anlangte und der Angriff stockte, sprang Hoffmann zuerst vor und rief: „Vorwärts, Kameraden! Ein Hundsfott, der jetzt Führer und Fahne verläßt. Vorwärts mit Hurra fürs Vaterland!" Und die Kriegsgefährten drängten mit Hurra nach.[15])

Interessant ist eine heute noch im Besitze Hoffmanns befindliche Feldpost-Korrespondenzkarte, die das Datum vom 4. September 1870 trägt, und auf der unser Haudegen trotz der für sein „loses Singen" erhaltenen fränkischen Maulschelle (ein Granatsplitter war ihm bei

[5]) Im „Wolfenbütteler Kreisblatt" vom 27. August 1910.

[6]) Vergleiche die „Kleine Presse" (Frankfurt a. M.) vom 13. Oktober 1910.

[7]) Vergleiche das Familienblatt „Daheim" vom 17. September 1910.

[8]) Vergleiche die „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 6. September 1910.

[9]) Vergleiche die „Schlesischen Provinzialblätter," 1871, Seite 239. Auch Hoffmanns Gedicht „Einem edlen Geber für sein Präsent".

[10]) 12. Jahrgang 1871 Nr. 11.

[11]) Vergleiche die „Schlesischen Provinzialblätter," 1871, S. 136.

[12]) Vergleiche den „Allgemeinen Anzeiger für die Kreise Wolmirstedt und Neuhaldensleben" vom 19. September 1895.

[13]) In der „Parole,". Jahrgang 1895, Seite 817.

[14]) Leipzig 1871. Edelmann.

[15]) Vergleiche „die Parole," Jahrgang 1895, Seite 817. Auch C. Bleibtreu, Wörth, Stuttgart, Krabbe.

Sedan durch die linke Wange gedrungen und hatte ihm den Oberkiefer nebst den Zähnen sowie einen Teil des Unterkiefers zerstört) aus Floing bei Sedan an seinen Landsmann und Freund, den Kunstgärtner Nitsche in See, die Verse schrieb (die Schriftzüge sind bereits verwittert):

„Einen Schuß durch die Lippen und quer durch den Mund, auch etwas von Zähnen verloren,
Im übrigen bin ich ganz gesund, doch summen mir heut noch die Ohren!
Der Schmerz mag wüten; aufs Herze die Hand,
Gern trag' ich die Wunde fürs Vaterland!“

Sein „Kutschkelied“ sowie seine übrigen dichterischen Leistungen („Kutschkes ausgewählte Gedichte.“ Breslau 1895. Schottlaender) haben unserem Kriegsveteranen mehrfache Auszeichnungen eingetragen. Kaiser Wilhelm I., Fürst Bismarck, Kaiser Wilhelm II., die preußischen Minister des Krieges, der öffentlichen Arbeiten und geistlichen Angelegenheiten, viele hochgestellte Persönlichkeiten vom Militär und Zivil haben mit ihrer Anerkennung nicht zurückgehalten. König Wilhelm II. von Württemberg, dem Hoffmann sein zweites Werk „Allerlei aus Krieg und Frieden“ (2. Auflage Breslau 1905) gewidmet hat, ließ ihm am 1. April 1899 eine goldene Chiffrenadel mit Perlen und am 19. November 1904 sein Bildnis in einem prachtvollen Rahmen und mit eigener Unterschrift zugehen. Geheimrat Professor Dr. Felix Dahn hierselbst drückte dem Dichter in einem Briefe vom 31. Juli 1895 seinen herzlichen Dank aus für die helle Freude, die er ihm durch sein prächtiges „Kutschkelied“ bereitet habe. Von dem Senate der Stadt Hamburg erhielt unser Schlachtensänger am 25. Oktober 1900 ein Exemplar des goldenen Bismarck-Portugalesers, am 13. Januar 1905 ein Exemplar des Ritzebüttler Portugalesers. Für sein Gedicht „Der Heldentod des Prinzen Anton von Hohenzollern in der Schlacht bei Königgrätz“ wurde ihm am 20. November 1907 vom Könige von Rumänien das goldene Ehrenzeichen „Serviciu Credincios“ erster Klasse verliehen. Seit dem 16. Januar 1908 besitzt er den Kronenorden 4. Klasse. Am 10. April 1911 wurde ihm vom Senat der Stadt Hamburg als Dank für sein eingesandtes historisches Theaterstück „Bürgertreue und Soldatentugend“ ein goldener Portugaleser mit dem Bilde des 1842 abgebrannten Hamburger Rathauses überwiesen. Jetzt ist Hoffmann-Kutschke in unserer Stadt und weit darüber hinaus bekannt als Gelegenheitsdichter, Schriftsteller und als willkommener Festredner an vaterländischen Gedenktagen.



Hoffmann-Kutschke im Jahre 1871

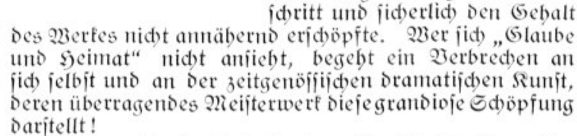
Möge unserem — nunmehr 66 jährigen — patriotischen Sänger nach den vielen Stürmen und Wirrnissen seines Lebens noch eine lange Reihe von Jahren ungetrübten Glückes in körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische beschieden sein im Kreise seiner Familie, verehrt und geliebt von seinen zahlreichen Freunden, zur Freude seiner Kriegskameraden, insbesondere des hiesigen Eisernen-Kreuz-Vereins, dessen Vorsitzender er ist!

Prof. Dr. Machnig in Breslau

## Breslauer Theater

Mehr noch als der übrige Teil der Saison standen die letzten Wochen im Zeichen mehr oder weniger notwendiger und angenehmer Gastspiele. Am weitaus meisten litt die Oper, viel auch die Operette und gelegentlich das Schauspiel unter der dadurch bedingten Unruhe. Daß Engagementsgastspiele mitunter auch angenehme Seiten haben, bewies eine abgerundete Aufführung von „Richard III“, den wir vermutlich noch lange nicht zu Gesicht bekommen hätten, wenn nicht ein Anwärter auf das erste Charakterfach die Titelrolle zum Prüfstein seines Könnens erwählt hätte. Mit einer mittelmäßigen Aufführung von „Uriel Acosta“ ehrte das Stadttheater die hundertste Wiederkehr von Karl Gutzkows Geburtstag. Dieses beste Theaterstück des streitbaren Literaturpapstes seiner Zeit wirkt auch heute noch mit packender Unmittelbarkeit auf die Gemüter, und auch diesmal wurde der Darsteller der glänzenden Titel- und Paraderolle mit Beifall überschüttet, obgleich er seine dankbare Aufgabe kaum zur Hälfte erschöpfte.

Eine, freilich recht entfernte, Aehnlichkeit im Thema verbindet das Gutzkowsche Drama des Gewissenszwanges mit einem gewaltigen Werke eines modernen Dichters, das im Lobetheater das unerhörte Ereignis eines Schauspielfrühlings herbeigeführt hat. Ich meine Karl Schönherrs Reformationsdrama „Glaube und Heimat“, das der Dichter mit vollstem Recht die „Tragödie eines Volkes“ nennt. Es erübrigt sich, an dieser Stelle auf einzelne Schönheiten dieses wundervollen Werkes näher einzugehen, nachdem es von der gesamten deutschen Kritik mit den höchsten Lobsprüchen bedacht wurde. So stark ist diese Dichtung, daß sie zu Wege brachte, worauf die Freunde des rezitierenden Dramas kaum mehr zu hoffen gewagt hatten: die Wiedergeburt des Schauspiels in Breslau. Und diese mit hoher Freude zu begrüßende Tatsache trat ein, obwohl die Darstellung ein anständiges Mittelmaß kaum irgendwo überschritt und sicherlich den Gehalt des Werkes nicht annähernd erschöpfte. Wer sich „Glaube und Heimat“ nicht ansieht, begeht ein Verbrechen an sich selbst und an der zeitgenössischen dramatischen Kunst, deren überragendes Meisterwerk diese grandiose Schöpfung darstellt!



Die Operette im Lobetheater, die seit der Première von „Glaube und Heimat“ dem Schauspiel wöchentlich zwei bis drei Abende wohl oder übel abtreten mußte, deckte ihren Bedarf zunächst noch ganz mit der Beliebtheit des Jarnoschen „Musikantenmädels“ und verhalf später Sidney Jones anmutiger „Geisha“ zu erfolgbegleiteter Auferstehung.

Im Thalia-Theater kam L'Arronge mit „Lolos Vater“ wiederholt zu Wort, Sudermanns hohles Theaterstück „Sodoms Ende“ erschütterte die naiven Gemüter des Vorstadtpublikums an einer stattlichen Anzahl von Abenden, und die ausgezeichnete Aufführung des harmlos-lustigen Schwankes „Großstadtluft“, einer der besten Kompagniearbeiten der beiden „längst getrennten Unzertrennlichen“ Blumenthal und Kadelburg, wurde mit gebührenden Beifallsstürmen entgegengenommen.

Im Schauspielhause fand die Operette im „Ledigen Gatten“, einer anmutigen Komposition des Berliner Metropol-Theater-Kapellmeisters Gustav Wanda ein Zugstück, das schnell ein Viertelhundert Aufführungen erlebte. Die gute Darstellung durch die Damen Felix und Wagner, sowie die Herren von Harthausen und Heydemann trug wesentlich zu diesem Erfolge bei.

Auch mit der Neueinstudierung von Planquettes melodisch volltönenden „Glocken von Corneville“ hatte die Bühne an der Theaterstraße einiges Glück. Herr Lenz darf hier als Regisseur und Darsteller den Löwenanteil des Erfolges für sich in Anspruch nehmen.

Fritz Ernst

## Sport

Die zweite Hälfte des Monats April hat die Eröffnung der Radrennsaison gebracht. Begünstigt vom schönsten Wetter, fanden am Sonntag, dem 23. April, vor mehreren Tausend Zuschauern auf der Radrennbahn Breslau-Grüneiche die ersten Radrennen statt. Der Held des Tages war der Breslauer Scheuermann, der in diesem Jahre bereits in Frankfurt a. M. außerordentlich hervorragende Leistungen gezeigt und u. a. einen neuen Weltrekord aufgestellt hat. In seiner Vaterstadt errang er am 23. April neue Lorbeeren. Er gewann den großen Frühjahrspreis von Breslau und zwar beide Läufe von 30 und 50 Kilometer überlegen vor seinen Konkurrenten, den Berlinern Demke, Przyrembel und dem Kölner Mauß. In dem Laufe über 50 Kilometer stellte Scheuermann neue Bahnrekords auf. Nach den Leistungen in den Frühjahrsrennen scheint Scheuermann mehr denn je berufen zu sein, den deutschen Radrennsport gegen die erste Klasse des Auslandes zu vertreten. In den Fliegerrennen siegte im Eröffnungsrennen Wegener-Berlin vor dem früheren Amateurweltmeister Heusner-Dresden, Lorenz und Riedel, und er gewann auch das Prämienfahren vor den beiden letzteren und ebenso das Vorgabefahren. Im Ermunterungsfahren für Breslauer Fahrer siegte Thomas vor Hübner und Schubert.

G. H.

## Persönliches

Am Palmsonntage verschied auf der Heimreise aus dem Süden in Berlin der Vorsitzende der Brieger Stadtverordnetenversammlung, Fabrikbesitzer **Ferdinand Falch.** Er hat sich um Brieg große Verdienste erworben. Im Jahre 1884 wurde er in die Stadtverordnetenversammlung gewählt, der er mehrere Jahre als eifriges Mitglied angehörte. In den Magistrat gewählt, verwaltete er das Dezernat des Schauspielhauses. Nach Ablauf seiner Wahlperiode wurde er wieder in die Stadtverordnetenversammlung gesandt, in der er seit 1904 den Vorsitz führte. An dem Aufschwunge, den Brieg seit 15 Jahren genommen, hat er wesentlichen Anteil. Namentlich machte er sich um die dortige Garnison verdient, indem er für das Offizierkorps in der Nähe der neuen Infanteriekaserne auf seine Kosten eine Reitbahn errichten ließ, die auch Privatpersonen zur Verfügung steht.

Der bisherige Präsident des Landgerichts Breslau, Geh. Oberjustizrat **Dr. von Staff,** der am 1. Mai das Präsidium des Oberlandesgerichts in Marienwerder übernommen hat, ist am 1. Oktober 1854 in Liegnitz geboren. Im April 1880 wurde er zum Gerichtsassessor ernannt und trat alsbald zur Staatsanwaltschaft über. 1891 erfolgte seine Versetzung zur Staatsanwaltschaft am Oberlandesgericht Breslau. Im März 1896 wurde er zum Oberlandesgerichtsrat ernannt und war als solcher zunächst in Posen und vom 1. April 1898 ab wieder in Breslau tätig. Am 1. Dezember 1903 wurde er zum Präsidenten des Landgerichts Breslau und 1910 zum Geh. Oberjustizrat ernannt. Er war außerdem Präsident der Kaiserlichen Disziplinarkammer in Breslau. Dr. von Staff, der Rechtsritter des Johanniterordens und Rittmeister der Landwehrkavallerie a. D. ist, hat sich in den letzten Jahren seiner Breslauer Tätigkeit besonders um die Fürsorge für entlassene Strafgefangene verdient gemacht. Auch der Jugendfürsorge und der Einrichtung des Jugendgerichts hat er sein Interesse zugewendet. Ihm ist es zu danken, daß in Breslau, gleichzeitig mit Frankfurt a. M., ein Jugendgericht eingerichtet worden ist. Es waren dies die ersten derartigen Institutionen in Preußen. Er ist ferner Mitbegründer und Vorsitzender der Schlesischen Gefängnisgesellschaft, die im Jahre 1907 durch Zusammenschluß des Gefängnisvereins für Schlesien und Posen und des Schlesischen Provinzialvereins zur Förderung der Fürsorge für entlassene Strafgefangene gebildet wurde.

Als Nachfolger des zum Oberlandesgerichtspräsidenten in Marienwerder ernannten bisherigen Landgerichtspräsidenten Geh. Oberjustizrat Dr. von Staff ist der Landgerichtspräsident **Dr. Felsmann** von Konitz nach Breslau versetzt worden. Er wurde 1879 Gerichtsassessor und ein Jahr darauf Amtsrichter in Prekuls, Kreis Memel. 1882 kam er in gleicher Eigenschaft nach Niederwüstegiersdorf, von wo er 1884 als Landrichter nach Beuthen OS. ging. Nachdem er dann 1892 als Amtsrichter nach Breslau versetzt worden war, kam er hier 1893 an das Landgericht und wurde in demselben Jahre zum Landgerichtsrat ernannt. 1897 wurde er Landgerichtsdirektor in Posen. In seiner bisherigen Stellung in Konitz war er seit 1905 tätig.

## Kleine Chronik

### April

**10.** Ein dem Schiffseigner Kober aus Zehdenik gehöriger, mit 4000 Zentnern beladener Kahn kommt bei Klein-Döbern infolge Auffahrens auf einen Anker zum Sinken.

**18.** Durch eine schwere Gasexplosion werden im Grundstück Weinstraße 82 in Breslau drei Wohnungen zerstört.

**18.** An der Kohlfurt-Falkenberger Strecke entstehen infolge Funkenauswurfs mehrere Waldbrände, die aber auf einen geringeren Umfang beschränkt bleiben.

**19.** In der Oppelner Zementfabrik werden drei Kesselheizer durch eine Stichflamme in schwerer Weise verbrannt.

**20.** In Lampersdorf, Kreis Steinau, werden achtzehn Gebäude durch ein gewaltiges Schadenfeuer vernichtet.

## Die Toten

### April

**9.** Herr Fabrikbesitzer, Stadtverordnetenvorsteher Ferdinand Falch, 64 J., Brieg.
Herr Assistenzarzt Alfred Simon, 30 J., Kattowitz.
Herr Bankdirektor Salo Juliusburger, 60 J., Breslau.

**10.** Herr Apotheker Albert Richter, 72 J., Breslau.

**11.** Frau Rittergutspächter Margarethe von Vegesack, 46 J., Obsendorf, Kreis Neumarkt.

**12.** Herr Rektor Hermann Schulz, 66 J., Breslau.
Herr Kommissionsrat Theodor Pyrkosch, 93 J., Lauban.
Herr früh. Fabrikbesitzer, Kirchenältester Georg Keil, 57 J., Breslau.
Herr Oberstleutnant Reinhold Scharr, Breslau.

**14.** Herr Kriegsgerichtsrat Karl Diehl, Breslau.

**19.** Fräulein Maria v. Frankenberg-Proschlitz, 84 J., Glogau.

**21.** Herr Justizrat Karl Henkel, 81 J., Neustadt O.-S.
Herr Gymnasialdirektor a. D., Geh. Regierungsrat Adolf Ostendorf, 65 J., Bunzlau.

**22.** Herr Geh. Justizrat Dr. Georg v. Kujawa, 60 J., Nimptsch.
Herr Geh. Justizrat Felix Sack, 72 J., Glatz.

**23.** Herr Amtsgerichtsrat a. D. Emil Ramisch, 87 J., Groß-Strehlitz.

**24.** Herr Rittergutsbesitzer Paul Thamm, 62 J., Weicherau bei Kostenblut.

**25.** Frau Hauptmann Marie v. Glasenapp, 80 J., Breslau.

**26.** Herr Sanitätsrat Moritz Mannheimer, Ehrenbürger der Stadt Beuthen, 80 J., Beuthen.



# Der Väter Scholle

Roman von Paul Hoche (6. Fortsetzung)

Seit einem Jahre gefiel es Susanne noch viel besser auf dem Idahofe wie früher. Jetzt war sie befreit aus der Herrschaft Mariannens, die das kleine, unscheinbare Mädchen, den häßlichen Wildling, oft beiseite gestoßen, oft vor den übrigen Leuten lächerlich gemacht hatte. Sie war mit der alten Frau Barbara ins Gartenhaus übergesiedelt, um dort ihre besondere Dienerin zu werden. Im beständigen und fast ausschließlichen Umgange mit der alten Herrin, von der sie nun noch mütterlicher behandelt wurde als früher, flossen ihre Tage still und freundlich dahin wie ein Bächlein, das, über Felsen und Abgründe hinweg, endlich das stille Wiesental erreicht hat. Fast war Handrischek, der oft am Feierabend ums Gartenhäuschen schlich, der einzige vom Hofe drüben, mit dem sie zusammenkam, wie ja auch ihre Herrin das ganze Jahr über von nebenan fast mit niemand anderem zusammen sprach als mit ihrem Sohne.

Einmal aber hatte sich die Susanne ganz besonders gefreut, als sie zufällig hinter der Hecke am Gartenzaun ein Gespräch belauscht hatte. Marianne führte es mit einer Magd; diese fragte im Scherz das Stubenmädchen, wann sie mit dem polnischen Weißkopf Hochzeit zu machen gedenke. Darauf hatte Marianne lachend entgegnet, sie denke gar nicht daran ihre gute Stellung aufzugeben, um sich zu verheiraten, am allerwenigsten mit dem Handrischek.

Im Anfange war Susanne heftig erschrocken. Wie, ihren Handrischek, der sie, wie er ihr beteuert hatte, mehr liebte als alle anderen, den brachte man in Verbindung mit Marianne? Nein, das konnte nicht wahr sein, er liebte sie ja, nur sie allein; was hatte er dann mit Marianne zu tun?

Nein, sie brauchte sich darüber keine Unruhe beikommen zu lassen; sie hatte es ja aus Mariannens eigenem Munde erfahren, daß an dem Gerede der Magd nichts war. Und erst gestern, als er sie im Garten getroffen hatte, hatte er ja ihre Wange gestreichelt und ihr wiedergesagt: „Bist mein gutes Schwesterchen!“

Nein, diese Gedanken der Eifersucht mußte sie aus ihrem Herzen verdrängen. Sie hätte ja sonst ihrem guten Handrischek ein Unrecht getan, und das durfte sie doch nicht, wenn sie ihn wirklich liebte. Nicht einmal sprechen wollte sie zu ihm von diesem Abende und von der Unruhe ihres Herzens.

Handrischek hatte sein Feierabendpfeifchen noch nicht aufgeraucht, und das war auch gut so; denn er war ja mit seinem Nachdenken noch nicht fertig. Er liebte es, eine angefangene Arbeit zu Ende zu führen, und darum mußte er auch mit seinem Sinnen zum Ziele kommen.

Mit Susa war er fertig. Ueber die war er sich ganz im reinen; sein Urteil war ganz klar. Sie war das, was er sie schon manchmal genannt hatte, seine treue Schwester, die ihm alles ersetzte, was ihm der Tod mit seiner Mutter, mit seinem Vater einst entrissen hatte. Ihr konnte er alles mitteilen, sie nahm an allen seinen Erlebnissen warmen Anteil, sie suchte stets zu raten und helfen, hatte immer sein bestes im Auge; sie war sein guter Engel.

Seltsam, nur über eine Sache konnte er nie mit ihr sprechen, über Marianne. Er wußte selbst nicht, warum er darüber zu Susa kein Wort herausbrachte. Glaubte er, daß sie noch zu sehr Kind sei, um schon mit Empfindungen begreifen zu können, die ihr vielleicht noch völlig unverständlich waren? Oder hielt ihn ein unerklärliches Gefühl davon ab, zu einem Wesen des weiblichen Geschlechts von seinen Liebesempfindungen zu sprechen? Er wußte es jedenfalls selber nicht, welches der eigentliche Grund seiner Schweigsamkeit war.

Und auch über Marianne selbst konnte er sich nicht recht klar werden. Nur soviel fühlte er bestimmt, ganz deutlich, daß er vollständig verliebt in das lebendige, hübsche Mädchen war. Im Grunde genommen war gerade sie es am meisten, die ihn sein Heimweh am besten überwinden ließ. Ein einziger lachender Blick aus ihren dunklen Augen, ein freundliches Wort, ein neckender Scherz — und er vergaß alles andere um sich, hielt nur ihr Bild in seinem Herzen fest.

Ja, wenn sie einst sein Weib würde! Gern wollte er dann für immer hier bleiben; seine Heimat wollte er ihr gern freudig zum Opfer bringen.

Aber liebte sie ihn denn?

Das war die bange Frage, über die er niemals recht hinauskam. Er mochte anstellen, was er wollte, klar, wirklich klar wurde er sich nie über diesen Punkt. Es schien zwar manchmal, als ob sie ihn vor den anderen Verehrern bevorzuge, aber dieser Zustand

hielt niemals an. Marianne wußte, daß sie schön war, und es schien ihr jedenfalls ein wohltuendes Gefühl zu bereiten, sich von ihren Bewunderern umschwärmt zu sehen.

Bei solchen Gelegenheiten, namentlich beim Tanze, kam es dann nicht selten vor, daß sich Handrischek absichtlich nicht um sie bekümmerte, garnicht mit ihr tanzte, um sich gerade dadurch ihr bemerkbar zu machen. Allein lange hielt dieses stille Grollen niemals an. Denn Marianne bemerkte sein Verhalten gar bald, erkannte nur zu wohl seine Ursache und beeilte sich dann, durch doppelte Freundlichkeit Handrischeks verärgertes Herz wieder zu ihren gunsten umzustimmen. Und Handrischek tat diese Teilnahme dann jedesmal besonders wohl, konnte er daraus doch schließen, daß er Marianne doch nicht gleichgültig war.

Aber das war ihm doch noch nicht genug. Für ihn gab es in diesem Punkte nur ein Alles oder Nichts. Wenn doch Marianne darüber auch so dächte! Aber leider ließ sie sich von jedem, der gerade Lust dazu hatte, den Hof machen, und Lust hatten gar viele, mit ihr hübsch zu tun.

Aber er wollte sie schon dazu zwingen, endlich einmal Farbe zu bekennen; und wenn sie dann nicht ausschließlich die Seine sein wollte, nun, dann zog er aus dem ähnlichen Grunde wie das erste Mal wieder fort, vielleicht wieder in die Heimat, wo man seine Geschichte mit Paulinka gewiß schon vergessen hatte und wo ihn Panje Krzok sicher wieder auf seinen Hof nahm.

* * *

Es war gänzlich dunkel geworden; aber die wohlige Wärme des Abends lockte die Menschen noch hinaus ins Freie.

Auch Frau Barbara hatte bis jetzt draußen gesessen. In einiger Entfernung von ihr, hinter einigen Rosenhecken hatte sich Suse auf einem kleinen Bänkchen niedergelassen. Der Abend war beiden nicht lang geworden; sie erfreuten sich nämlich an dem harmlosen Spiel, das zwei junge, weiße Kätzchen und ein munteres Zicklein miteinander trieben, die sich gegenseitig in munteren Sprüngen neckten, haschten, stießen und zerrten.

Frau Barbara hatte eigentlich auf die Gesellschaft ihres Sohnes gewartet. Jetzt, wo er schon wochenlang wieder allein auf seinem Hofe war, hatte er sie fast jeden Abend besucht, um die Dämmerstunde mit ihr zu verplaudern, wie er es vor seiner Verheiratung getan hatte. Sie wunderte sich daher, daß er heute nicht erschien. Endlich erhielt sie Aufschluß. Richard schickte einen Dienstjungen herum, der Mutter zu sagen, daß er heute nicht kommen könne, weil er noch Briefe zu schreiben habe.

Richard Salden war sonst kein Freund vom vielen brieflichen Verkehr mit bekannten oder befreundeten Personen. Wahrscheinlich schrieb er an seine Frau in der Hauptstadt, deren Trennung von ihm seinem Herzen mit der zunehmenden Zeit doch schwer fiel. Wenigstens glaubte Frau Barbara mit dieser Annahme das Richtige getroffen zu haben.

Sie erhob sich daher, hieß Susanne die beiden Kätzlein fangen und in den weich ausgestatteten Korb am Küchenherde tragen und begab sich langsam in ihr Zimmer, in welchem sie sich noch eine Weile an das Fenster setzte und in die Ferne blickte, wo sie freilich nichts anderes mehr gewahrte als die dunklen Umrisse der nahen Buchen und darüber einzelne lichte Sterne.

Sie wollte auch gar nichts sehen, nur sinnen wollte sie, träumend in der Zukunft Land blicken.

Zwar liebte sie beide ihre Kinder gleich sehr. Und doch, wie kam es nur, daß ihre Gedanken sich viel mehr mit ihrem Sohne als mit der Tochter beschäftigten?

Zu dem Glück der Tochter hätte sie eigentlich nichts mehr hinzuwünschen mögen. Diese hatte in dem Oberamtmann Grünau einen Mann, den sie achten und lieben konnte. Ihre Kinder, Felix und Alwine, waren in ihrem Wesen die getreuen Spiegelbilder Richards und Christinens. Ihr Hof war in gutem Zustande, und die ganze Familie fühlte sich auf ihrem isolierten Landsitze heimisch und wohl.

Aber konnte sie das von den Besitzern des Idahofes auch sagen? Von Beate war es ihr klar, daß sie nicht an ihren Platz paßte, ganz und gar nicht. Sie hatte nicht das mindeste Verständnis, nicht die mindeste Liebe für ihre Stellung. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Sie liebte auch ihren Sohn nicht, wie sie überhaupt nichts liebte. Mit dem scharfen Auge der Mutterliebe hatte sie das bald herausgefühlt. Auch Richard bewies ihr ihre Meinung. Nicht daß er je ein Wort darüber hätte verlauten lassen; auch zu ihr, der Mutter, hatte er über sein Verhältnis zu Beate stets geschwiegen, und sie selbst hatte seit jenem Tage, wo sie eine Andeutung über Beatens stilles Wesen gemacht hatte, nie mehr darüber gesprochen. Wie durch eine Verabredung war man bisher um dieses Verhältnis herumgegangen. Richard wünschte es jedenfalls so, und sie hatte seinen Willen darum zart geehrt. Würde das Weh in seinem Herzen zu groß werden, dann kam er sicher von selber zu ihr. Er war ihr Sohn, dessen Herz sie zu gut kannte.

Aber er war nicht mehr, der er früher war. Ein geheimer Kummer, den er gegen seine Natur in seiner Brust vergraben mußte, den er nicht aussprechen konnte, nagte an ihm. Wer ihn so gut kannte wie sie, seine Mutter, las das ganz deutlich in seiner Seele, in seinen Augen, die nie gelernt hatten zu lügen, sich zu verstellen. Seine Freudigkeit war nicht mehr so heiter, so unbefangen wie früher; er war stiller, einsilbiger, herber geworden.

Ja, warum hatte sie ihm so viel zugeredet, sich zu verheiraten? Hätte er nicht noch warten können, bis ihm das Glück vielleicht ein anderes Weib zugeführt hätte, das besser zu ihm paßte? Oder wäre er vielleicht glücklicher geblieben, wenn er überhaupt nie geheiratet hätte?

Doch jetzt waren diese Erwägungen zu spät. Nun hieß es, sich mit dem Gegebenen abfinden.

Wie sehr und wie lange sie aber auch sann, kein lichter Stern erhellte das Dunkel ihrer Gedanken. Wovor sie früher das Geschick gütig bewahrt hatte, das verdüsterte nun doppelt ihren Lebensabend: sie mußte an ein Sorgenkind denken. Was sie vor kaum Jahresfrist nur mit leisem Schrecken geahnt hatte, das war ihr nun zur trüben Gewißheit geworden: ihr Sohn war nicht glücklich.

Und als sie keinen anderen Ausweg fand, hatten sich ihre Hände schon wie von selbst zusammengefaltet, und ihre Lippen öffneten sich zum leisen Gebet.

Im heißen Flehen schickte sie ihre Wünsche vor den Thron Gottes. Sie rang um das Glück ihres Kindes.

* * *

Der Mond war eben aufgegangen. Sein bleiches Licht überflutete silbern die abendliche Frühlingsflur. Aus dem Garten drang das sehnsüchtige Liebeswerben einer Nachtigall. Hinter dem Buchenwäldchen aus dem großen Eichenholz erscholl von Zeit zu Zeit das eifersüchtige Schreien aufgeregter Hirsche. In deutlichen Umrissen wurde die Gestalt des nahen Zobtenberges sichtbar. Schweigend und ernst blickte er auf die weite, mondbeschienene Flur nieder.

Susanne war, nachdem Frau Barbara ihr Zimmer aufgesucht hatte, allein vor dem Gartenhäuschen zurückgeblieben. Sie konnte es sich schon gestatten, noch ein Stündchen draußen zu bleiben. Sie hatte ja jetzt weniger Arbeit zu verrichten als früher unter der strengen Aufsicht Mariannens.

Nachdem sie die Tiere zur Ruhe gebracht hatte, holte sie sich ihr Strickzeug aus ihrem Kämmerchen und setzte sich auf ihr Holzbänkchen hinter der Rosenhecke. Ob vielleicht gar Handrischek wieder herumkäme? Er wußte ja bereits, daß das hier ihr Lieblingsplatz war, wo sie so gerne die warmen Abende verträumte, oder, wenn er bei ihr war, verplauderte. Erst gestern Abend war er wieder da gewesen und hatte ihr Gesellschaft geleistet. Sie hatten sich gemeinsam des verflossenen Erntefestes erinnert, wo sie zum ersten Male vertrauensvoll einander ihre Herzen geöffnet hatten.

Ein neues Leben hatte seitdem für Susanne begonnen. Zum ersten Male war, seit sie denken konnte, jemand in ihre Lebenskreise getreten, der sie so ernst nahm, daß er ihr rückhaltlos sein ganzes Fühlen und Denken offenbarte, ihr, dem unansehnlichen, verachteten Mädchen. Seitdem hielt sie sich für wichtiger, für älter; ein gewisser Stolz machte sie selbstbewußter.

Und was hatte ihr Handrischek alles anvertraut? Sie kannte seinen Vater ganz genau und wußte von seiner Mutter mehr wie von ihrer eigenen. Sie kannte den Panje Krzok, sie wußte Bescheid in dem entfernten Reichtal. Handrischek hatte ihr seine Reise durch die Hauptstadt geschildert, wo die Leute so falsch waren, und wohin sie darum nie hätte ziehen mögen, ja, von seiner ungetreuen Paulinka hatte er ihr sogar erzählt, die ihn natürlich nie geliebt und nie verdient hatte.

Und alle diese Einzelheiten ließ sie in ihrer Mußezeit durch ihre Seele gleiten. So führte sie ein eigenartiges, innerliches Leben, in dem sie alles in Beziehung zu dem setzte, dem ihr ganzes Herz zugetan war. Und in diesem innerlichen, verborgenen Leben, das sich mit seinen Wurzeln so fest in Handrischeks Vergangenheit festsaugte, das sich einzig und allein zu seiner Person in Beziehung setzte, war sie unendlich glücklich.

Daneben freilich keimte die Leidenschaft in ihrem schmächtigen Mädchenkörper auf. Das verflossene Jahr hatte sie völlig verwandelt; Susanne war kein Kind mehr.

Was sie von Handrischek wußte, und was sie für ihn fühlte, das hatte sie ängstlich vor jedem geheim gehalten. Niemand sollte etwas davon erfahren. Sie hätten ja den Wildling nur ausgelacht und verspottet. Und das sollte nie und nimmer geschehen. Schon manchmal hatte man sie zum Gelächter der anderen gemacht, sie hatte es stets geduldig ertragen. Instinktiv fühlte sie, daß sie wohl vom Schicksal zum Sündenbock für andere bestimmt war; aber ihre Liebe zu dem Knecht sollte niemandem preisgegeben werden; sie war das Heiligste, das je in ihr lebendig geworden war. Das allein durfte nicht in den Kot gezogen werden, das mußte sie rein und unversehrt für sich behalten, nein,

vielleicht doch nicht für sich allein, sondern auch für ihn!

Ein Lachen in der Ferne weckte sie plötzlich aus ihren Sinnen.

Sie blieb still hinter der Hecke sitzen und lauschte in den Abend hinaus. Jetzt erkannte sie das Lachen: es kam von Marianne her. Die konnte immer lustig sein und singen und scherzen! Wie oft hatte Susanne sie früher beneidet. Jetzt tat sie es nicht mehr. War sie, der verachtete, von Marianne herumgestoßene Wildling, jetzt nicht viel glücklicher, als das hübsche, vielumschwärmte „Schoßhündchen" der jungen Herrin? Ob wohl ein einziger der Knechte der Marianne sein Herz so ganz und gar schenkte, wie es Handrischek ihr gegenüber getan hatte? Wohl schwerlich!

Die Schritte der vermeintlichen Spaziergänger, in deren Mitte Suse nun deutlich Marianne unterscheiden konnte, kamen näher. Auf jeder ihrer Seiten schritt eine Mannsperson. Jetzt waren sie ganz nahe. Susanne spähte durch den Rosenstrauch nach ihnen hin.

Einen Augenblick lang entfärbte sich ihr Antlitz. Auf einer Seite des Stubenmädchens ging der lustige Triller vom Fuchslande, der immer den Kopf voller Schnurren und Dummheiten hatte, auf der anderen Handrischek. In diesem Augenblick dachte Susanne an das Gerede der Magd, die Marianne mit dem Handrischek geneckt hatte. Bald aber wich dieser entsetzliche Gedanke von ihr. Hatte Marianne früher schon der Magd widersprochen, so gab ihr heute Handrischeks Antlitz befriedigende Auskunft. Der ging ja wie ein Stock neben dem lachenden Mädchen her, gar nicht wie der Triller vom Fuchslande, dem man es sofort anmerkte, wie er sich Mühe gab, Marianne zu gefallen, einen ihrer lustigen Blicke zu erhaschen. Handrischek aber schwieg und trottete vor sich her, als ob ihn die beiden gar nichts angingen.

Nein, sie wollte ihm kein Unrecht antun, auch in Gedanken nicht. Wahrscheinlich war Handrischek im Dorfe gewesen, hatte dort zufällig die beiden getroffen und war mit ihnen zusammen heimgekommen.

Vor dem Hoftore blieben die drei noch eine Weile stehen, auch Handrischeks Stimme unterschied Susanne noch mehreremal. Dann plötzlich hörte sie, wie des Herrn Stimme nach Marianne rief und sie mit einem Briefe nach dem Briefkasten schickte. Schließlich wurde es ganz still.

Auch Suse zog sich in ihr Kämmerchen zurück; sie schlief aber ebenso unruhig ein wie Frau Barbara. Nur daß ihr Herz frei war von jeder Sorge; es war vielmehr das Gefühl reinen Glückes, das bis in die späte Stunde der Nacht den Schlaf von ihren Augen bannte.

Auch auf dem Idahofe gab es diesen Abend manche, die noch stundenlang wachten und sannen.

Handrischek hatte sich, nachdem sich der Triller mit einigen Späßen verabschiedet hatte, schlafen gelegt. Ihm war aber durchaus nicht wohl zumute. Der Abend hatte ihm nicht den erwarteten Erfolg gebracht.

Er hatte fest geglaubt, heute mit Marianne ins Reine zu kommen, ihr die entscheidende Frage vorzulegen. Und wieder war es ihm nicht gelungen. Als er Marianne nach dem Dorfe begleiten wollte, hatte sich im letzten Augenblick die freche Liese, das Küchenmädchen, ihr an den Arm gehängt. Sie wollte drin im Dorfe ihre Mutter besuchen. Und als es an den Heimweg ging, da war der laute Triller gekommen, der schon lange um die Gunst Mariannens buhlte; da war es mit seiner Frage wieder nichts gewesen. Er hatte absichtlich noch längere Zeit gewartet, weil er abwarten wollte, bis der andere nach Hause ging, aber da hatte ja der Herr nach Marianne gerufen.

Und hatte er nicht allen Grund, mit Marianne unzufrieden zu sein? Hatte sie nicht, trotzdem er neben ihr ging, mit dem Triller geschäkert, als ob sie schon zu einander gehörten. Um ihn hatte sie sich fast gar nicht gekümmert.

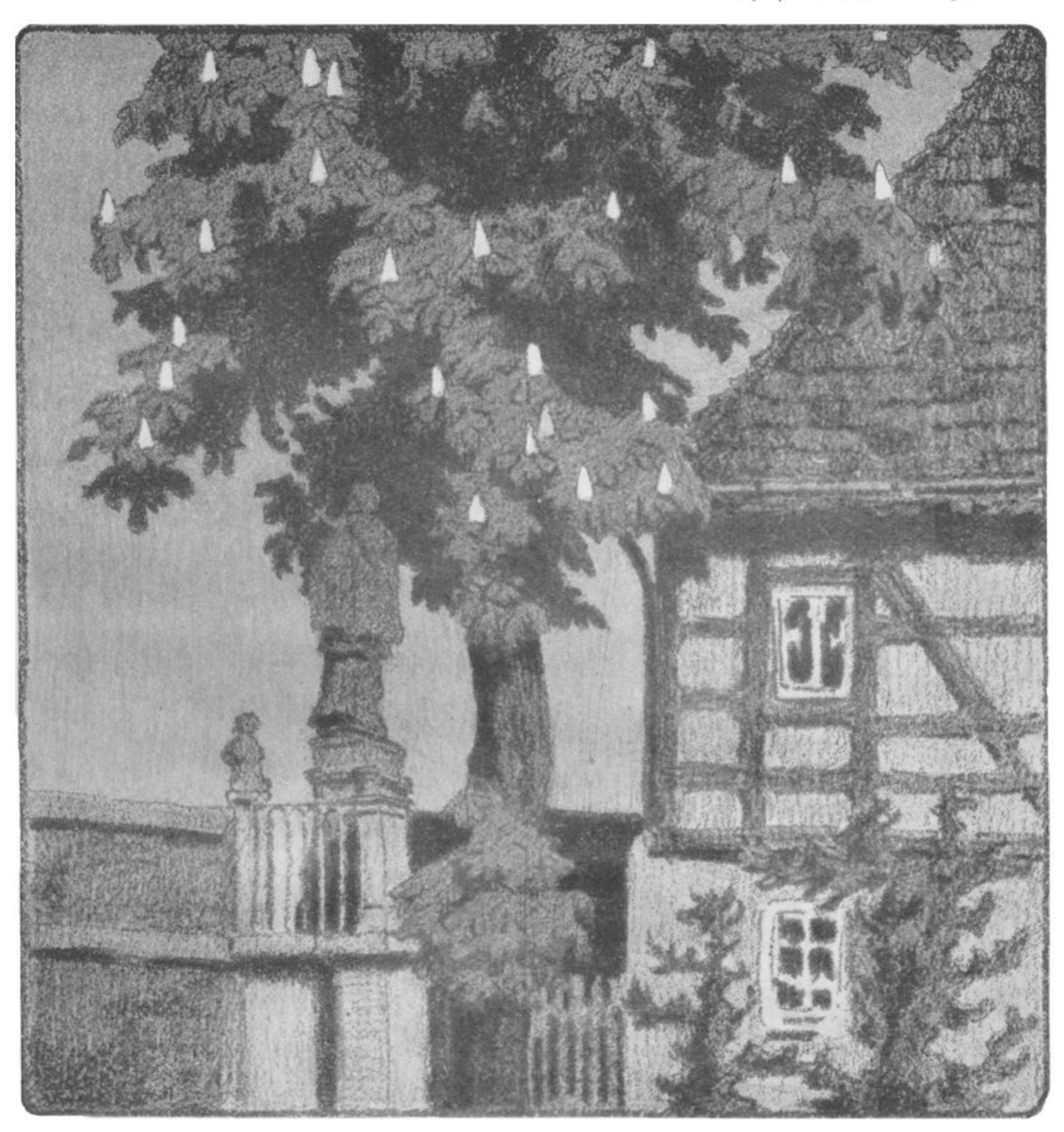
Wenn er sich ihr Verhältnis zu ihm recht überlegte, dann war sie wirklich nicht so zu ihm, wie er es sich gewünscht hätte. Wenn sie ihn dann und wann einmal verliebt behandelte, hatte sie ihn vielleicht gar nur zum besten; im geheimen hatte sie sich vielleicht schon längst mit einem andern versprochen, wohl mit dem lustigen Triller, der ja so gut zu ihr zu passen schien.

Vielleicht war es das Klügste von ihm, sich die hübsche Dirne aus dem Sinne zu schlagen und beim nächsten Ziehtermin in die alte Heimat zurückzuwandern. Liebesglück sollte ihm wohl nicht beschieden sein, und darum war es am besten, sich die dummen Heiratsgedanken überhaupt für immer aus dem Sinne zu schlagen.

Um dieselbe Zeit, als sich Handrischek diesen Betrachtungen hingab, kroch auch Marianne in die Federn.

Sie mußte sich gestehen, daß wieder ein recht angenehmer Tag hinter ihr lag; lustig hatte sie ihn verlebt bis zum letzten Augenblicke, wo sie mit der Liese, die sie am Briefkasten eingeholt hatte, heimgekommen war.

(Fortsetzung folgt)



Kastanienblüte an der Johannisbrücke in Leubus
Nach einer farbigen Lithographie von Erich Wolff




# Die oberschlesischen Fugger

Von J. Kania in Schlesiengrube

Wie einst im Mittelalter das Bayerland auf seine Fugger stolz war, so darf auch das Schlesierland auf seine oberschlesischen Fugger, wie die Großindustriellen Winckler und Godulla gemeiniglich genannt werden, stolz sein. Auch letztere sind Männer eigener Kraft und sind den mühevollen Weg harter Arbeit gewandelt. Nur ihr freudiges Schaffen und Streben, ihr Ringen und Kämpfen hat sie auf einen der ersten Plätze in der industriellen Welt emporgehoben, und ihre gewaltige Tatkraft hat sie zu Wohltätern des Vaterlandes gestempelt. Nicht ohne Grund legt ihnen daher der Volksmund diesen Ehrennamen bei.

Zur Würdigung dessen, was den beiden Männern die Ehrenbezeichnung als oberschlesische Fugger eingebracht hat, soll nachstehend ihres Lebensganges und ihrer Taten in großen Zügen gedacht werden.

Franz Winckler, der Ahnherr der jetzt gräflichen Familie Tiele-Winckler, war zu Anfang der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als armer Bauernbursche aus seinem Geburtsorte Tarnau bei Frankenstein nach dem oberschlesischen Industriebezirke gekommen, um hier auf irgend einer Grube in Arbeit zu treten und sein tägliches Brot zu verdienen. Er begann seine bergmännische Laufbahn auf einem Erzbergwerk im Tarnowitzer Revier.

Als befähigter und äußerst strebsamer junger Mann erkannt, wurde er mit 18 Jahren von dem Königlichen Bergamte zum Besuch der vom Königlichen Bergsekretär Stroh in Tarnowitz geleiteten Bergschule empfohlen.

Unter Hinweis auf die hochwichtige Stellung, die dem armen Bergschüler Winckler später bei der Entwicklung Oberschlesiens einzunehmen beschieden war, dürfte eine amtliche Mitteilung nicht uninteressant sein, durch die er, zum Fahrburschen befördert, seitens des Königlichen Bergamtes einer Unterstützung für würdig erachtet und dem Königlichen Oberbergamte zur Berücksichtigung vorgeschlagen wurde. Das Oberbergamt schreibt unterm 12. November 1819: „Das Königliche Bergamt wird auf dessen Bericht vom 3. d. Mts. vorläufig benachrichtigt, daß wir höheren Orts darauf angetragen haben, dem Franz Winckler hinsichtlich der zu einem auskömmlichen Verdienste ihm noch mangelnden Körperkraft, und weil derselbe einer besonderen Berücksichtigung würdig zu sein scheint, für eine jede verfahrene Schicht eine außerordinäre Lohnzulage zu bewilligen. Die darauf zu erwartende Resolution wird dem Königlichen Bergamt zu seiner Zeit mitgeteilt werden, jedoch hat dasselbe dem p. Winckler vorläufig das Erforderliche zu seiner Aufmunterung zu eröffnen."

Mit Winckler zusammen besuchte auch noch ein anderer, ihm an Fleiß und Strebsamkeit ebenbürtiger Schüler die Tarnowitzer Bergschule. Es war dies Friedrich Grundmann,

gebürtig aus Berthelsdorf in Sachsen, der ebenfalls nach Oberschlesien gekommen war, sich hier seinen Lebensunterhalt durch seiner Hände Arbeit zu verdienen. Mit diesem hatte Winckler innige Freundschaft geschlossen. Und merkwürdig, aus dieser Freundschaft sollte später dem Vaterlande, insbesondere Oberschlesien, viel Segen ersprießen.

Nach Absolvierung der Bergschule erhielt Winckler vorübergehend die Verwaltung einer Steiger-, sodann einer Schichtmeisterstelle auf der Königsgrube und wurde schließlich Schichtmeister auf der Mariagrube bei Miechowitz. Tüchtig und strebsam, hatte er sich hier in kurzer Zeit das Vertrauen seines Brotherrn, des Besitzers von Miechowitz, Herrn Aresin, in dem Maße erworben, daß ihn dieser zu seinem Bergwerksleiter ernannte.



Franz Winckler

Damit war die erste Sprosse der Glücksleiter erklommen, auf der Winckler immer höher steigen sollte. Ein paar Jahre darauf starb Herr Aresin, und Winckler wurde jetzt ganz unentbehrlich. Als er kurze Zeit darauf selbst Witwer wurde, reichte die Herrin-Witwe dem klugen und treuen Verwalter die Hand zum ehelichen Bunde. So wurde er Mitbesitzer des durch seine umsichtige Leitung schon jetzt hoch angewachsenen Vermögens.

Nun gedachte er der innigen Freundschaft von der Bergschule her. Sein Herzensfreund Grundmann, der als Schichtmeister auf der Friedrichsgrube und Lehrer an der Bergschule in Tarnowitz wirkte, mußte seine Stellung aufgeben, um als treuer Berater seinem Freunde Winckler, dessen Schaffensdurst nicht zu stillen war, zur Seite zu stehen.

Der Aufschwung des Bergbaus in den dreißiger Jahren hatte auch ein Aufleben der Hüttenindustrie zur Folge. Das Interesse der gesamten Industriewelt konzentrierte sich damals darauf, dem Geheimnisse der besseren Zinkerzverhüttung auf die Spur zu kommen.

Auch Winckler beschäftigte der Gedanke, wie er die Schätze seiner Erzgruben besser verwerten könne, Tag und Nacht. Er hatte die seit 1836 von Pleß abgezweigte Herrschaft Myslowitz erworben und in ihr, in der Nähe des unscheinbaren Dorfes Kattowitz, die Zinkhütten Fanny und Emma, das Zinkwalzwerk Martha und die Steinkohlengruben Ferdinand und Beata gegründet, welche die Veranlassung wurden, daß Kattowitz sich bald zu einer aufblühenden Industriestadt entwickelte.

Er scheute nun weder Mühen noch Opfer, um den „Stein der Weisen“ der damaligen Zeit zu finden. Er unternahm Reisen nach England, dem gelobten Lande der Technik, das auch schon im Besitze einer vollkommeneren Erzverhüttungsmethode war, diese jedoch verborgen hielt. Auch andere Reisen machte er, um, wie es heißt, im Auftrage König Friedrich Wilhelms IV., verschiedene industrielle Erfindungen zu studieren und der oberschlesischen Montanindustrie dienstbar zu machen. So gilt er mit Recht als einer der rührigsten und verdienstvollsten Mitbegründer und Förderer der oberschlesischen Großindustrie.

Winckler starb inmitten des reichsten Schaffens im Jahre 1851. Er war die letzte Zeit seines Lebens leberleidend geworden und besuchte Karlsbad. Von hier aus unternahm er nach Beendigung der Kur in Begleitung seines Hausarztes einen Ausflug nach Krain, wo er die Adelsberger Grotte besuchte. Dort erlitt er einen Schlaganfall, dem er an demselben Tage auch erlag. Seine sterblichen Ueberreste wurden nach Miechowitz gebracht, wo sie in der Familiengruft in der Kirche ruhen.

Nach seinem Tode übertrug die Witwe die Hauptverwaltung des ausgedehnten Land- und Industriebesitzes Herrn Grundmann, dem aufrichtigen Freunde und treuen Berater ihres Mannes. Unter ihm nahm auch weiter der Besitz an Umfang und Reichtum zu.

Der plötzliche Heimgang Winklers und der Umstand, daß die Leiche lange unterwegs war und nach ihrer Ankunft nicht ausgestellt wurde, waren die Veranlassung dazu, daß die Bevölkerung, die sich in den Gedanken nicht hineinfinden konnte, ihren hochverehrten Herrn und Wohltäter so unerwartet verloren zu haben, und die Legende von seiner Einkerkerung und Hinrichtung in England und von dem mit Steinen beschwerten Sarge erfand.

An dieser Stelle sei auch einer anderen Industriereise gedacht, die der jetzige Majoratsherr von Miechowitz, Graf Franz Hubert von Tiele-Winckler auf Moschen, ein Enkel des Vorerwähnten, an der Spitze mehrerer Großindustrieller Deutschlands zwecks Studiums der amerikanischen Montanindustrie und des Handelsverkehrs vor einigen Jahren nach dem Lande der Wunder unternommen hat. Es ist bekannt, daß der Reise das ganze industrielle Deutschland ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte und daß insbesondere unser Kaiser den Entschluß des Grafen, mit dem er befreundet ist, sehr sympathisch begrüßte.



Grundmann

Als eine Frucht der Reise darf wohl auch der kurz nach der Rückkehr des Grafen erfolgte Entschluß der Umwandlung des reichen Industriebesitzes in eine Aktiengesellschaft, — Kattowitzer Aktiengesellschaft — um so der reicheren Ausgestaltung der Großindustrie größeren Spielraum zu verschaffen, angesehen werden.

Außer den umfangreichen industriellen Anlagen verschiedener Art, die nunmehr in die Hände der genannten Aktiengesellschaft, deren Hauptaktionär der Graf ist, übergegangen sind, gehören zum Herrschaftsbesitz ausgedehnte Ländereien mit reichem Waldbestand und mustergültigen Oekonomien nicht allein in Oberschlesien, sondern auch in Mecklenburg und Ungarn.

Nach dem Tode der Frau von Winckler hatte, da keine anderen Kinder vorhanden waren, ihre jugendliche Stieftochter, Wincklers einziges Kind aus erster Ehe, Fräulein Valeska von Winckler, die reiche Hinterlassenschaft angetreten. Letztere hatte sich mit Herrn von Tiele, einem mecklenburgischen Offizier, vermählt, der sich seither von Tiele-Winckler nannte.

Auch der neue Besitzer ließ es sich angelegen sein, den wohlerfahrenen, treuen Ratgeber seiner Gemahlin, Herrn Grundmann, als Generalverwalter des Herrschaftsbesitzes zu erhalten.

Winckler, der Begründer der Großherrschaft, wurde für seine Verdienste um die Förderung der ersten Entwicklung der Großindustrie und wirtschaftlichen Hebung Oberschlesiens von Friedrich Wilhelm IV. durch Erhebung in den Adelstand, der heutige Majoratsherr aber für den reichen Anteil, den das Haus Miechowitz auch an dem heutigen Fortschritt und der Blüte Oberschlesiens hat, durch Ernennung zum Grafen ausgezeichnet.

Aber auch Grundmann, dessen gewissenhafter und kluger Leitung die stetige Entwicklung und Vergrößerung des reichen Besitzes mit zu danken ist, ist für die Förderung, welche dadurch die ganze oberschlesische Kulturentwicklung erfahren, von demselben Könige durch Ernennung zum Geheimen Kommissionsrat und durch Verleihung hoher Orden belohnt worden.

Die Stadt Kattowitz ernannte Herrn Grundmann, ihren langjährigen Bürger, für das reiche Wohlwollen und das Interesse, das er ihr jederzeit entgegenbrachte, zu ihrem ersten Ehrenbürger und benannte nach ihm ihre schönste Straße.

Ein Zeitgenosse Wincklers und wie dieser ein Mitbegründer der Industrie Oberschlesiens und reichverdienter Förderer seiner Kulturentwicklung war auch Godulla. Er erblickte gleichfalls unter dem Dache der Armut das Licht der Welt; auch er war ein Mann harter Arbeit, und seine gewaltige Tatkraft allein war es, die ihn die hohe Lebensstufe erklimmen ließ.

Im westlichen Teile des oberschlesischen Industriebezirkes, da, wo der Kohlenbergbau erst vor einigen Jahren seinen Anfang genommen hat, liegt Makoschau, ein kleines Dörfchen. Das ist der Geburtsort Godullas. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts bestand das Dörfchen nur aus wenigen, inmitten eines mächtigen Urwaldes zerstreut liegenden Holzhütten.

In einer solchen, einsam am Waldessaume gelagerten Hütte wohnte Godullas Vater, ein armer Tagelöhner. Wiewohl Makoschau durch den Wald wie durch einen mächtigen Wall von den Nachbarortschaften getrennt war, vermochte dennoch diese Schutzwehr dem unheimlichen Gaste, der Cholera, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in ganz Oberschlesien schrecklich hauste, den Zutritt nicht zu verwehren. Auch jene einsame Waldhütte wurde von dem bösen Gaste heimgesucht, und die ganze Familie, bis auf einen elfjährigen Knaben, erlag der schrecklichen Krankheit.

Karl, so hieß der arme, verwaiste Knabe, stand nun mittellos da, und niemand mochte aus Furcht vor Ansteckung sich seiner annehmen.

Er schnürte daher seine wenigen Habseligkeiten zu einem Bündel und machte sich auf, seine Verwandten in Polen, von denen er Vater und Mutter hatte erzählen hören, aufzusuchen.

Nach langem Umherirren gelang es ihm endlich, das Ziel seiner Wanderung zu erreichen. Er blieb bei den Verwandten etwa zwei Jahre, während welcher Zeit er durch Hirtendienste sich nützlich zu machen wußte.

Im zweiten Jahre aber bekam er Heimweh. Da die Verwandten gegen seine Rückkehr durchaus nichts einzuwenden hatten, trat er auch wirklich den Rückweg nach der Heimat an und erschien eines Tages wieder in Makoschau.

Doch auch jetzt fand sich keine mitleidige Seele, die sich seiner angenommen hätte. Er war gezwungen, weiter zu wandern, bis er eines Abends in Tost anlangte. Hier übernachtete er mit Genehmigung der Knechte eines Gastwirts in dessen Pferdestalle. Für diese Freundlichkeit suchte er sich am nächsten Morgen durch einige Handdienste, wobei er sich recht anstellig zeigte, erkenntlich zu machen, was die Knechte bewog, für ihn bei ihrem Herrn ein Wort einzulegen, daß er ihn als Pferdejungen in seine Dienste nahm.

Das war der erste Schritt zu seinem Glücke. Karl Godulla war allezeit sehr fleißig. Er erwies sich als ein kluger Junge, blieb aber dabei stets bescheiden. Das brachte ihm bald die Zuneigung aller ein. Namentlich verstand er es, sich bei den Gästen, die in dem Hause seines Herrn einkehrten, gut einzuführen.

Eines Tages war in dem Gasthofe Graf Ballestrem, Gutsherr auf Plawniowitz, abgestiegen. Als dessen prächtiges Gespann vorgefahren kam, war Karl schnell zur Hand. Er half dem gräflichen Herrn beim Aussteigen und war auch dem Kutscher beim Ausspannen behilflich, wobei er sich wieder recht geschickt zeigte. Da er schließlich noch andere Dienstleistungen während des Aufenthalts des Grafen zur größten Zufriedenheit ausführte, lenkte er dessen Aufmerksamkeit auf sich. Bei der Abfahrt drückte der hohe Herr dem Knaben in Gegenwart des Wirtes ein reiches Geldgeschenk in die Hand und zollte ihm ob seiner Anstelligkeit reiches Lob, was den Wirt bewog, dem Grafen in aller Kürze Karls traurige Lebensgeschichte zu erzählen. Er sprach sich dabei recht lobend über ihn aus und schloß seine Rede damit, daß er sagte, es sei eigentlich recht schade, daß der Junge keine Gelegenheit habe, etwas anderes zu lernen, da er anscheinend zu etwas Besserem geboren sei.

Der Graf hörte den Ausführungen des Wirtes mit lebhaftem Interesse zu und forderte schließlich den Knaben auf, mit ihm zu fahren, welcher Aufforderung Karl Godulla auch freudig nachkam.

Der Graf nahm ihn auf sein Schloß und ließ ihn zunächst die Dorfschule besuchen. Als er hier sehr gute Fortschritte machte, ließ er ihn sogar an dem Unterrichte teilnehmen, den ein tüchtiger Lehrer seinen Söhnen erteilte.

Auch jetzt zeichnete sich Karl durch außerordentlichen Fleiß aus und hatte bald etwas Tüchtiges gelernt. Als er herangewachsen war, erwählte er das Forstfach zu seinem Lebensberufe und wurde vom Grafen zu einem seiner tüchtigsten Förster zur Ausbildung geschickt.

Pflichteifrig und voll Dankbarkeitsgefühl für seinen Gönner, war er hier überall der erste auf dem Posten und bestrebt, sich auch hier seines Herrn vollste Zufriedenheit zu erwerben. So kam es, daß er den Holz- und Wilddieben, deren Zunft zu jener Zeit üppig gedieh, mächtig zusetzte und gegen unverbesserliche Frevler furchtlos vorging.

Letztere schworen ihm Rache. Sie lauerten ihm auf und schlugen ihn halbtot.

Auf die Nachricht von dem Verbrechen erschien der Graf mit seinem Leibarzte auf der Försterei, wohin der Verwundete geschafft worden war, und ließ seinem Schützlinge die erdenklichste Pflege angedeihen. Godulla behielt jedoch ein lahmes Bein und einen lahmen Arm, sodaß er beim Forstfache nicht mehr zu verwenden war.

Der Graf ließ ihn daher die Landwirtschaft erlernen. Als er ausgelernt hatte, übertrug er ihm die Verwaltung eines kleinen, aber sehr

verwahrlosten Gutes bei Ruda, das er durch seinen eisernen Willen und seine Tüchtigkeit bald zu einem Mustergute emporbrachte.

Hier war es nun, wo der junge Godulla, der nicht bloß ein strebsamer und findiger Landwirt war, sondern auch noch für andere Sachen offene Augen hatte, den ersten Grund zu einer Laufbahn legte, die für Oberschlesien bedeutungsvoll werden sollte.

In der Nähe des Gutes stand nämlich ein altes Eisenhüttenwerk, von mächtigen Aschen- und Schlackenhalden umgeben. Hier sah man den jungen Landwirt in seinen Mußestunden oft Hand ans Werk legen. Godulla, dem Wissensdurstigen, war nämlich auch die neuaufgetauchte und epochemachende Erfindung Rubergs nicht entgangen. Mit seinem weitschauenden Blick erkannte er sofort ihre ganze Bedeutung. Man lächelte zwar noch über den Alchimisten Ruberg. Godulla aber setzte sich, nachdem es ihm gelungen war, das Schlackenmaterial der gewaltigen Halden an dem Eisenhüttenwerke, das bisher nur zu Wegeausbesserungen verwendet wurde, um ein Geringes zu erstehen, mit Wessola in Verbindung und soll aus dem daraus gewonnenen Zink — Ofenbruch ist bekanntlich stark zinkhaltig — einen Reingewinn von 50 000 Talern erzielt haben. Das war die erste Grundlage zu dem großen Reichtume, welchen Fräulein Gryczik von Godulla-Schomberg später ihrem Bräutigam, dem Grafen Hans Ullrich von Schaffgotsch, als Heiratsgut zuführen sollte.

Godullas Sinnen und Trachten ging nun dahinaus, selbst aktiv an der neuen industriellen Bewegung sich zu beteiligen. Er veranlaßte seinen Brotherrn und Gönner zur Anlegung einer Zinkhütte. So entstand die Karls-Zinkhütte bei Ruda, deren Bau- und Betriebsleiter er wurde. In dieser neuen Stellung bewährte er sich so, daß ihm der Graf als Anerkennung und Belohnung im Jahre 1815 unter dem 5. Februar sogar durch Rechtstitel an der Hütte einen Anteil von 28 Kuxen schenkte, den Godulla auch weiterbehielt, als später die Hütte bedeutend erweitert wurde.

Da der Graf jedoch keine eigenen Galmeigruben besaß, bemühte sich Godulla, zu eigenen Erzlagern zu gelangen. Endlich 1823 kam er in den Besitz des Halbscheids der Galmeigrube „Maria", deren anderer Teil dem Besitzer des Dominiums Miechowitz, Herrn Aresin, gehörte.

Von da ab operierte Godulla, der nun vornehmlich auf eigene Rechnung und Gefahr spekulierte und sich durch seine umfangreichen Erzbergwerke und Zinkhüttenunternehmungen den Beinamen „Zinkkönig" erworben hatte, äußerst zielsicher und erfolgreich, und sein Scharfblick, den er bei allen seinen industriellen Unternehmungen an den Tag legte, rief das Staunen aller hervor.

Sein Besitz wuchs schnell an. Da er weiter erkannte, daß herrschaftlicher Grundbesitz den Einfluß und das soziale Ansehen in besonderer Weise zu heben vermag, verabsäumte er nicht, durch Ankauf von Rittergütern auch dieses Mittel seinen Plänen dienstbar zu machen.

Bei seinem Hinscheiden gab es in ganz Oberschlesien wohl keine Erz- und Kohlengrube, an der er nicht in bedeutender Weise beteiligt gewesen wäre. An Landgütern gehörten ihm: Schomberg, Orzegow, Bobrek, Ober-, Mittel- und Nieder-Bujakow, Chutow und Klein-Paniow.

Die ganze Sorge der Verwaltung und Leitung des umfangreichen Grund-, Bergwerks- und Hüttenbesitzes ruhte in der Hauptsache auf seinen Schultern. Erst wenige Jahre vor seinem Tode nahm er zum Gehilfen seinen Freund aus der Forstlehrzeit, Gemander, dem er die Verwaltung der Forst- und Landwirtschaft übertrug.

Und merkwürdig, wie Winckler in Grundmann, so hatte auch Godulla in Gemander einen ebenso tüchtigen Mitarbeiter, wie treuen Berater gefunden.

Godulla blieb trotz seines großen Reichtums immer einfach und sparsam. Wiewohl er auf seinen Gütern stattliche Schlösser und auch genug Pferde besaß, bewohnte er doch bis an sein Lebensende sein kleines, bescheidenes Häuschen in Ruda und besuchte seine Güter nach wie vor zu Fuß.

Außer zu seinem Freunde Gemander hatte Godulla nur noch zu einem lebenden Wesen eine besondere Zuneigung. Ueber der Arbeit hatte Godulla nämlich das Heiraten vergessen und ließ sich sein Hauswesen durch ein Ehepaar mit Namen Gryczik besorgen. Dieses besaß ein Mädchen, ein allerliebstes Kind, und dieses hatte es ihm angetan. Während er sonst verschlossen und ernst umherging, heiterte sich sein Gesicht auf, wenn ihm die kleine Johanna, so hieß die Kleine, entgegengesprungen kam, für die er auch immer etwas in der Tasche hatte. Er hatte das Kind in sein Herz geschlossen. Als das Mädchen größer wurde, schickte er es nach Breslau in eine vornehme Anstalt zur Ausbildung.

Im Jahre 1848 war in Oberschlesien wieder einmal die Cholera ausgebrochen. Godulla, durch diesen bösen Bekannten aus seiner frühen Jugend eingeschüchtert, hatte eine solche Angst befallen, daß er nach Breslau floh. Doch die Flucht nützte nichts. Er erkrankte unterwegs und starb bald nach seiner Ankunft daselbst.

Als er seinen Tod herannahen fühlte, ließ er sich einen Rechtskundigen holen, um sein Testament aufzusetzen. In diesem bedachte er seine nächsten Verwandten, aber auch seine getreuen Beamten, zusammen an 200 Personen, mit bedeutenden Zuwendungen. Zu Haupterben aber ernannte er die kleine Johanna, welcher gegen 10 Millionen Taler zugefallen sein sollen, die langjährige Repräsentantin seines Hauswesens, Fräulein Emilie Lukas, spätere Frau Gemander, und seinen Freund Gemander.

Die Universalerbin, Fräulein Johanna Gryczik, blieb etwa bis zum 18. Lebensjahre in der Anstalt. Um ihre Hand bewarb sich der Graf Hans Ullrich von Schaffgotsch. Kurz vor der Vermählung wurde die Braut in Ansehung der hohen Verdienste Godullas um die Großindustrie Oberschlesiens und seine Kulturentwicklung von Friedrich Wilhelm IV. unter dem Namen Johanna Gryczik von Schomberg-Godulla geadelt.

Karl Godulla, Rittergutsbesitzer, Großindustrieller und Begründer des gräflich Schaffgotschschen Besitzes, hatte seine letzte Ruhestätte auf dem St. Adalbertkirchhofe zu Breslau gefunden. Am 2. September 1909 aber wurden seine Gebeine auf Wunsch der Gräfin exhumiert und nach Schomberg gebracht, wo ihre Beisetzung in der Gruft im Querschiff vor dem Hochaltar der neuen Kirche erfolgt ist.

„Bei Ehren und bei Schätzen,
Die ihnen Gott verlieh,
Vergaßen doch die Grafen
Des armen Nächsten nie."

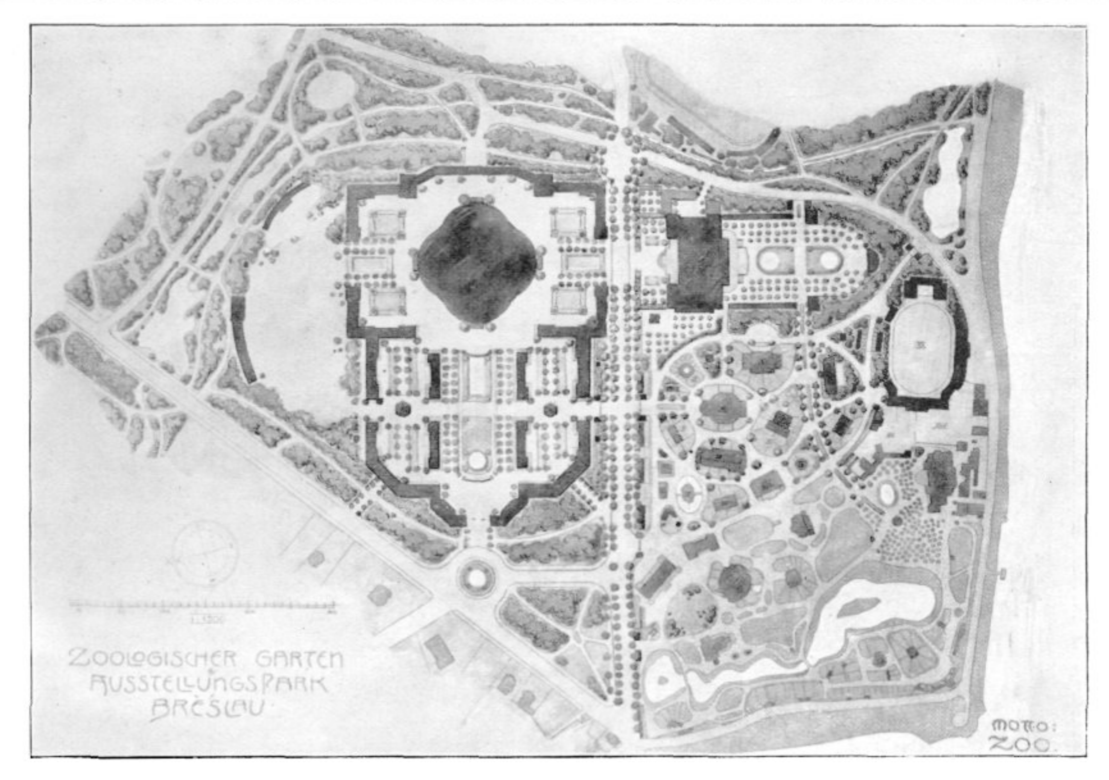
So spricht Görres von den Grafen Fugger im Bayerland, und so darf auch von den oberschlesischen Fuggern gesagt werden. In wohltätiger Sorge für die Not des Dürftigen zeichnete sich die Familie der Grafen von Tiele-Winckler wie die der Grafen von Schaffgotsch schon immer aus. Wie die Tochter des Herrn von Winckler, Frau Oberst von Tiele-Winckler, ob ihrer außerordentlichen Mildtätigkeit allgemein „die gute Mutter" genannt wurde, so wird auch die Gräfin Schaffgotsch vom Volksmunde geheißen. Und wie Regensburg noch heute das sichtbare Wahrzeichen des edlen Herzenszuges der bayrischen Fugger, die Fuggerei, birgt, so weist auch Oberschlesien in mehreren mustergültigen Arbeiterkolonien, ausgestattet mit reichen Kirchen und Schulen und Wohlfahrtseinrichtungen aller Art, offenkundige Wahrzeichen der opferfreudigen Nächstenliebe seiner Fugger auf, und noch mit dem Unterschiede, daß letztere ungleich größere Opfer brachten und noch bringen und ihren Fuggereien ein weit reicherer Segen entströmt.

# Jugendträume

Das war einst unsrer Jugend Ersinnen,
Erträumen: ein Häuschen, von Rosen umblüht,
Ganz stille und traute Gemächer drinnen,
Die sonnenleuchtendes Glück durchglüht.
Und alle Morgen ein sel'ges Erwachen,
Traumtiefen entklungener, süßer Gesang.
Das war ein Lachen, gar eigenes Lachen,
Wie es uns beiden nie mehr erklang.

Das waren einst unsre liebsten Gedanken.
Doch hat es die Zukunft anders gebracht.
Die schönen Träume alle versanken,
Die Sorge hat müde und still uns gemacht.
Die Sorge mit ihren schmerzenden Krallen.
Das Leben ward bange und leer und schwer —
Die Rosen verblüht . . das Häuschen zerfallen . .
Und keine Sehnsucht und Hoffnung mehr.

Valentin Ludwig

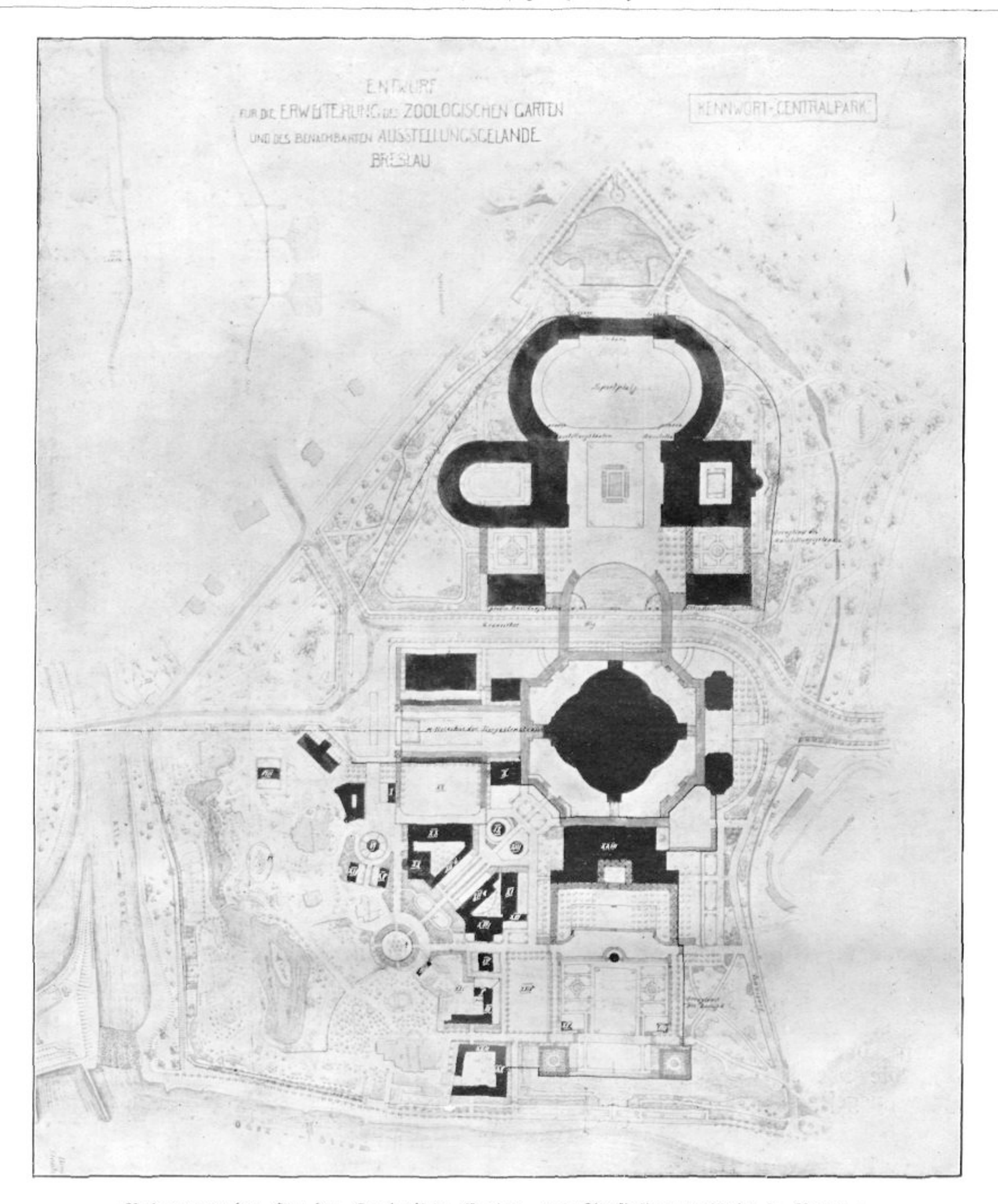



Bebauungsplan für das Zoologische Garten- und Ausstellungsgelände in Breslau
1. Preis eines Ideenwettbewerbes von Alfred Boese und F. Glum in Cottbus

# Breslaus zukünftiger Festplatz

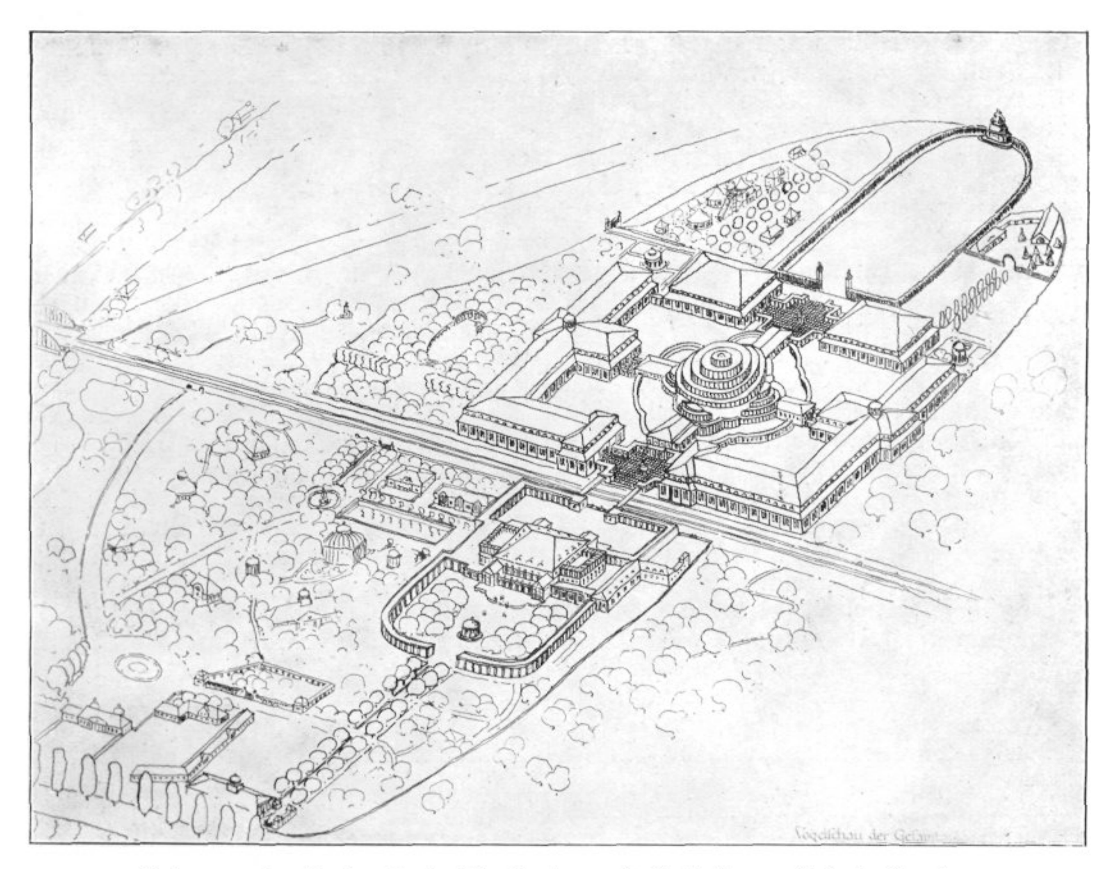
Von Professor Dr. Masner in Breslau

Die Aktiengesellschaft Breslauer Zoologischer Garten hat im Dezember des verflossenen Jahres einen Ideen-Wettbewerb für die Erweiterung des Zoologischen Gartens und das benachbarte Ausstellungsgelände ausgeschrieben. Auf den daraufhin eingegangenen Entwürfen, die vor kurzem im Kunstgewerbe-Museum ausgestellt waren, konnte man ein Stück Zukunfts-Breslau verführerisch-großartig erstehen sehen. Man darf es als ein verheißungsvolles Zeichen für eine neue Auffassung wichtiger Aufgaben unserer Stadt begrüßen, daß zwei Unternehmer, die Stadt und der Zoologische Garten — mag auch der letztere Träger des Preisausschreibens sein — sich vereinigten, um ihren Plänen die einheitliche und imposante Gestaltung zu geben, zu der die Nachbarschaft der beiderseitigen Anlagen drängt. Aber die städtische Bauverwaltung, die zuerst ins Feuer kommt, da das städtische Ausstellungs- und Versammlungsgebäude schon im Jahre 1913 eröffnet werden soll, wird ihre liebe Not haben, um aus der Fülle der preisgekrönten und angekauften Ideen ein nicht nur künstlerisches, sondern auch praktisches Ganzes zustande zu bringen. Denn die Entwürfe schweißen durchweg die gewünschte künstlerische Einheit auch zu einer wirtschaftlichen zusammen und nehmen viel zu wen'g Rücksicht auf die besonderen Bedürfnisse eines Ausstellungsgeländes. Ein Ausstellungsgelände muß eine eigene Welt für sich sein, abgeschlossen von jedem anderen Verkehr. Daraus folgt, daß die gemeinsame Benützung des projektierten großen Restaurationsgebäudes durch den Zoologischen Garten und Ausstellungsunternehmungen nur im Reich der frommen Wünsche liegt. Denn braucht der Zoologische Garten wirklich ein neues, größeres und besser eingerichtetes Restaurationsgebäude als das jetzige — und das ist unbestreitbar —, so wird er es in den langen Monaten einer Ausstellung nicht an diese abtreten können, ohne die Unzufriedenheit seines Stammpublikums zu erregen. Die Einrichtung dieses Bezirkes aber zu neutraler, gemeinsamer Benützung durch die Besucher des Zoologischen Gartens und der Ausstellungen ist undurchführbar, da beide Parteien gesondertes Eintrittsgeld




Bebauungsplan für das Zoologische Garten- und Ausstellungsgelände in Breslau
2. Preis eines Ideenwettbewerbes von J. P. Großmann in Berlin

erheben. Will man z. B. das Abströmen sparsamer Ausstellungsgäste zu den Genüssen des Tiergartens verhindern, ist die Einführung eines ausgeklügelten, kleinlichen Absperrungssystems notwendig, das die Leitung des Zoologischen Gartens mitsammt dem Pächter der Wirtschaft in Verzweiflung und alle Besucher des neutralen Edens um ihre gute Laune bringen wird. Und schließlich, jedes Ausstellungsunternehmen braucht seine eigene Wirtschaft als Einnahmequelle und wird deshalb seine hungrigen Gäste nicht zum Nachbar schicken wollen. Ich kann also wirklich nicht die Ausstellungshalle und das neue Restaurationsgebäude des Zoologischen Ga:tens als die zwei von einander unzertrennlichen und aufeinander angewiesenen Eckpfeiler der ganzen Anlage auf dem alten Scheitniger Rennplatze ansehen, zu dem sie die meisten Entwürfe machen.



Bebauungsplan für das Zoologische Garten- und Ausstellungsgelände in Breslau
3. Preis eines Ideenwettbewerbes von Franz Seeck in Steglitz, A. Gellhorn in Breslau und Paul Freye in Charlottenburg

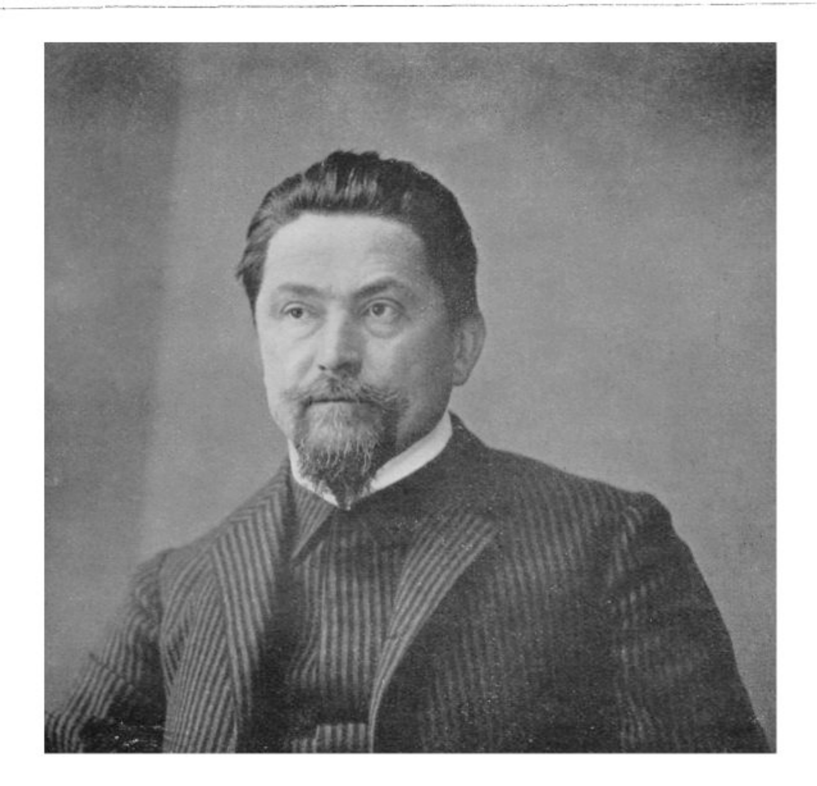
Der 1. preisgekrönte Entwurf setzt das Ausstellungsgebäude links, das Wirtschaftsgebäude des Tiergartens als monumentales Gegenstück dazu rechts von der Grüneicher Straße ins Gelände. Das ist eine naturgemäße Lösung, die ungewollt dem gewünschten Dualismus des Wirtschaftspalastes das Urteil spricht, mag sie ihm auch durch Brücken über die trennende Straße aufhelfen wollen. Monumentalität ist dem Entwurfe nicht abzusprechen, aber es ist eine Monumentalität, die von den erst werdenden Verhältnissen Breslaus als Ausstellungsstadt wenigstens vorläufig noch zu viel verlangt. Um das Ausstellungs- und Versammlungsgebäude ziehen sich Kolonnaden mit Flügeln, die bis an die Parkstraße reichen. Gewiß würde diese Umfassung höchst imposant wirken; aber welchen Zwecken soll sie dienen? Wieder zur Aufnahme wie die riesige Halle? Angenommen, die Stadt Breslau könnte die Mittel zu so umfangreichen Zubauten bewilligen, so wäre doch zu bedenken, daß mit der Vermehrung der Ausstellungsgebäude die Anforderungen an die Ausdehnung der Ausstellungen sich ins Unermeßliche steigern müßten, daß wir uns also damit die öftere Wiederholung solcher Veranstaltungen sehr erschweren würden. Ich halte es daher für vorsichtiger, sich das Gelände in der Umgebung der Halle für größere und kleinere Baulichkeiten aufzusparen, wie sie heutzutage jede Ausstellung braucht. Oder aber, man entschließt sich in letzter Stunde dazu, die Halle nur für Versammlungen, festliche Aufführungen usw., nicht auch zugleich zur Aufnahme von Ausstellungen einzurichten. Die gesunde Verbindung zweier so verschiedenartiger Bestimmungen ist vielleicht ein unlösbares Problem. Bei einer Beschränkung der Halle auf Versammlungszwecke, die wohl eine Reduktion ihres geplanten Umfanges und damit ihrer Herstellungskosten bedeuten dürfte, würden dann allerdings der 1. und noch mehr der 3. preisgekrönte Entwurf wertvolle Hinweise für die Disposition der Ausstellungsgebäude bieten. An dem Projekte der Architekten Professor Seeck in Berlin, Gellhorn in Breslau und des Gartendirektors Freye in Berlin, das mit dem 3. Preise ausgezeichnet wurde, ist auch die Geschicklichkeit zu rühmen, mit der sich das Gebäudeviereck um die Halle gegen die Tiefe

des Ausstellungsgeländes zu einem großen stadionartigen Sportplatz öffnet. Soll doch dort draußen auf der ideal-behaglichen Einbuchtung in den Scheitniger Park der vielseitige Festplatz der Stadt Breslau erstehen, sollen doch dort die Anziehungskraft von Ausstellungen künstlerische und sportliche Aufführungen vermehren, oder festliche Veranstaltungen allein, ohne das Zugmittel von Ausstellungen, die Bevölkerung versammeln. Zum erstenmal soll für eine deutsche Stadt wieder die heilige Altis der Griechen Wirklichkeit werden, als ein Beweis dafür, daß wir wieder reifen wollen für das griechische Bildungsideal, das theoretisch um so begeisterter gepriesen wurde, je tiefer wir in der Abneigung gegen künstlerische und körperliche Erziehung oder gar gegen die Vereinigung beider staken. Unsere Zukunfts-Anlage kann bahnbrechend wirken, wenn die ordnende und schöpferische Hand, die über die „Ideen" der Entwürfe kommen muß, für die Ausstellungen, die künstlerischen (musikalischen, szenischen) und die sportlichen Veranstaltungen die geeigneten Heimstätten schafft und diese architektonisch wie praktisch zu einer Einheit zusammenbringt.

Diese Aufgabe ist reich an Schwierigkeiten, auch wenn man die Rücksicht auf das Restaurationsgebäude des Zoologischen Gartens ausschalten kann. Warum also ohnehin nicht leichte Verhältnisse noch mehr verwickeln? Das tut mit Originalität der 2. preisgekrönte Entwurf. Er verlegt die Halle in die Axe der Tiergartenstraße, sodaß sie schon weithin für den Herankommenden sichtbar würde. Das aber nötigt ihn, den Grüneicher Weg nach links abzuleiten und durch das Ausstellungsgelände zu führen. Dieses und der Zoologische Garten durchdringen sich auf dem Großmannschen Projekte mehr als auf allen anderen zu einem, wie ich oben ausgeführt habe, wirtschaftlich unmöglichen Ganzen. Und ebenso unmöglich ist die Durchschneidung des Festgeländes durch eine tiefer liegende Verkehrsstraße, die in dem tischebenen Terrain mit großen Kosten ausgeschachtet werden müßte, um dann eine Ueberbrückung zu erfahren. Solch kühne Durchschneidungen und Ueberbrückungen mögen bei Weltausstellungen als forsche Hindernisnehmer Bewunderer finden, aber bei einem Festplatz wollen wir den Anblick einer Werktäglichkeit vermieden wissen, die ihm die Poesie der Intimität und der Abgeschlossenheit raubt. Lassen wir also dem Grüneicher Wege die Tugend, die man bei Wegen am meisten schätzt, und wiederholen wir bei ihm nicht die unglückliche Straßenkrümmung auf dem Kaiser Wilhelm-Platze.

Wie vielgestaltig die Entwürfe auch sind, erfüllen sie doch nicht verschiedene, nicht unwichtige Wünsche für einen Festbezirk. Alleen und Wasserbassins, „nichts als Alleen und Wasserbassins", möchte man ausrufen, travestierend den Oberpriester Kalchas in der Offenbach'schen „Schönen Helena", der statt der ewigen Blumenopfer einmal auch etwas Gehaltvolleres ersehnt. Wer erinnert sich nicht von der prächtigen Wiener Jagd-Ausstellung her an die Straße, die mit liebenswürdiger Ironie den Namen „Avenue der Ernährung" trug? Im Ernst, es ist nicht jedermanns Geschmack, sich von den tiefen Eindrücken einer vornehmen Ausstellung in den orgiastischen, aufdringlichen Rummel eines „Vergnügungsparkes" stürzen zu müssen. Die Rücksicht auf solche Empfindungen ist ein Stück Ausstellungs-Psychologie. Genüge getan wird ihr durch eine Straße, an der Bauten für allerlei Erfrischungen und Stärkungen in gemütlichen, ruhigen Gärten liegen, von denen aus man großstädtisches Leben vorüberfluten sieht. Das läßt sich sehr hübsch machen, aber keiner der Entwürfe hat es vorgesehen, gerade wie keiner sich recht mit der Schaffung von Zufahrten befaßt. Bei Ausstellungen steigen natürlich die zu Wagen ankommenden Besucher vor den Portalen in der Absperrung des ganzen Ausstellungsbezirkes aus. Finden aber in der Halle Versammlungen oder festliche Aufführungen statt, so müssen Equipagen, Droschken, Automobile, Omnibusse und womöglich selbst die Straßenbahnwagen unmittelbar vor der Halle vorfahren können, da man den Festgästen in der kalten Jahreszeit, in der Nacht und bei schlechtem Wetter nicht zumuten wird, den Weg von den Ausstellungsportalen bis dorthin zu Fuß zurückzulegen. Und die Bewältigung des Massenandranges bei der Abfahrt erfordert wiederum die Einrichtung großer Standplätze für die Fahrzeuge vor allen Portalen der Halle.

Meine Ausführungen lassen die Erweiterung des Zoologischen Gartens, von der der eigentliche Ideenwettbewerb ausging, unberücksichtigt. Hier handelt es sich um weniger schwierige Probleme. Nur auf einen Punkt möchte ich aufmerksam machen. Wenn das geplante neue Restaurationsgebäude aus der Oekonomie des Ausstellungsbezirkes ausscheidet, hat der Zoologische Garten freie Hand, sich dafür eine günstigere Lage auszusuchen. Der Entwurf „Oder-Terrasse" des Architekten Effenberger trifft da wirklich den Nagel auf den Kopf.



Hermann Stehr.

# Hermann Stehr

Von Dr. Oskar Wilda in Breslau

Noch immer tönt sein Name, der genannt werden muß, wenn man die besten Namen Schlesiens, ja Deutschlands nennt, der großen Heerschar der Leser mit fremden Klange in die Ohren; noch immer hat die Menge, haben selbst seine engeren Landsleute zu diesem unzugänglichsten der schlesischen Dichter, der freilich den einmal gewonnenen Leser um so fester in unentrinnbarem Banne hält, nicht den Weg gefunden; und es ist fraglich, ob sie ihn jemals finden werden; denn die Art Hermann Stehrs, der in eigenwilliger, äußerlicher wie innerlicher Abgeschlossenheit lebt und schafft, wirbt keine Massenpopularität. Andere Poeten der „Schläsing" haben die dörfliche Heimat verlassen, haben die Fühlung mit dem mächtig flutenden Leben der Großstädte erstrebt und erreicht. Philo vom Walde, Paul Keller und andere, die zugleich Berufsgenossen Stehrs waren, haben das Feld ihrer Tätigkeit in die Stadt verlegt. Gerhart Hauptmann, mit dem sein Bruder Carl den Ruhm des Namens teilt, hat in der Reichshauptstadt seine dramatischen Erstlingsschlachten geschlagen und von dort aus sich die Heimat und die Welt erobert. Hermann Stehr aber ist der Abgeschiedenheit des Gebirges treu geblieben, in dessen Stille er allein seine Persönlichkeit behaupten und, fremden Einflüssen entrückt, seine eigenste Natur aus ihrem Kerne heraus entwickeln zu können glaubt, und so geht er auch als Schaffender einsame, abgelegene Pfade, auf denen ihm nur wenige zu folgen Neigung haben. Die leicht pulsierende Lebensfrische, das anziehende, sinnige und sonnige Naturell Paul Kellers, das spielend Eroberungen macht, ist ihm nicht gegeben. Sein schwerblütiges, grüblerisches Wesen, der düstere, ringende Ernst seiner Lebensanschauung, das unheimliche Dämmerlicht seiner rätselvollen Welt, in die man nicht auf glatten, geebneten Wegen hineinspaziert, und in der der Wanderer

manches Hindernis überwinden muß, wehren die Vielzuvielen, die nach mühelosem Genuß verlangen, ab. Allmählich ist zwar die kleine Gemeinde dieses eigenartigen Dichters und Menschen gewachsen; in den literarischen Kreisen ist sein Ruf gesichert; aber heute noch, nachdem mehr als ein Dutzend Jahre seit dem Erscheinen seines ersten Buches dahingegangen, bedarf der Dichter selbst bei seinen Landsleuten noch eines Anwalts, der auf ihn hinweist und für ihn zeugt: „Ecce poeta!“

Stehrs dichterische Anfänge reichen zurück bis in die Zeiten des Naturalismus, als dessen Haupt Gerhart Hauptmann die nicht ohne Widerspruch erkämpfte, aber schließlich anerkannte Herrschaft im literarischen Deutschland, insbesondere auf dem dramatischen Felde, ausübte. Da wollte es etwas bedeuten, daß aus dem Munde dieses damals auf der Höhe seines Ruhmes und seines Könnens stehenden Poeten über das Erstlingswerk eines unbekannten Dorfschullehrers das bewundernde Wort fiel: „Der hat uns schön in den Sand geworfen.“ Das Urteil galt einer psychologischen Studie, die den Titel „Der Graveur“ führte, und deren Verfasser sich Hermann Stehr nannte. Der Dichter der „Weber“ erkannte mit diesem Urteil den literarischen Novizen als eine kongeniale schöpferische Kraft an, die auf den Bahnen, die er wegweisend beschritten, zu ferneren Zielen weiter gewandelt war. Gerhart Hauptmann selbst war mit jedem Werke, die Definition der Dogmatiker des Naturalismus ignorierend, über die ihm von diesen gesteckten Schranken hinausgegangen; nun war jemand gekommen, der den Naturalismus, der sich die äußere Welt erobert, weiter führte und ihm die psychische Welt unterwarf, der ihn bis in die dunklen Gründe des Unbewußten hinabtauchen und dem Mystizismus die Hand reichen ließ. Dabei wurde denn freilich am Ende das, was man Naturalismus genannt, zu einem nicht mehr zureichenden Schlagworte, wie alle ästhetischen Umgrenzungen, in die sich ein eigengewaltiges künstlerisches Phänomen nicht bannen läßt. In dieser „psychologischen Monographie“, wie der Verfasser seine Schöpfung, sie mehr als wissenschaftliche, denn als künstlerische charakterisierend, etikettiert, hat Stehr sogleich als Dichter-Psychologe das Tiefste gegeben, das zu erforschen und zu erfassen seiner Erkenntnis und seiner Intuition möglich war. Und hier ist auch bereits die Weltanschauung des Dichters niedergelegt, das Bekenntnis zu einem pessimistischen Fatalismus, der überall die Gebundenheit des menschlichen Willens, seine Abhängigkeit von dunklen Mächten erkennt, und bereits das Thema angeschlagen, das des Dichters Schaffen beherrscht: das Thema des schwachen, duldenden Menschen, den das Unerträgliche schließlich aus der würdelosen Ohnmacht, der dumpfen Passivität zur befreienden Tat treibt, zur Tat, die Vernichtung und Selbstvernichtung bedeutet. Im „Graveur“ ist dieses Thema nicht so rein durchgeführt, wie später in dem grandiosen „Schindelmacher“, insofern als es im „Graveur“ zu stark ins Pathologische transponiert ist. Die Aufgabe, darzustellen, wie ein völlig passiver Charakter vom Schicksal zum Handeln gezwungen wird, so daß der aus dem verletzten Gemüte eines weichen, liebewarmen Menschen emporgeschossene Haß eine furchtbare Rachetat gebiert, hat der Dichter nicht bis ans Ende durchgeführt; denn die Tat, mit der Joseph Schramm an dem niederträchtigen Bruder Vergeltung üben will, und die ein unschuldiges Opfer trifft, wird von dem blind wütenden Wahnsinn gezeugt. Anderseits bietet das Pathologische dem Dichter Gelegenheit, verborgenstes psychisches Leben, das im normalen Zustande der Erkenntnis sich entzieht, in faßbarer Verdeutlichung uns nahe zu bringen. Mit einer Anschaulichkeit und überzeugenden suggestiven Macht ohne gleichen ist ebenso der geistige Dämmerzustand des durch einen Schlag in seinem Intellekt erschütterten und des Sprachvermögens beraubten Helden, und sein mähliches Emporringen zur Klarheit dargestellt, wie auch das seelische Leiden und Ringen des durch das giftige Verleumdungswort in seinem tiefsten Innern unheilbar Verletzten, der mit dem aufsteigenden, wachsenden, alle Liebe aufzehrenden Hasse verzweifelt kämpft, um ihm endlich doch zu erliegen und in der Tat die Erlösung von der Unrast seiner Rachegefühle zu finden.

So tief unter die Schwelle des Bewußtseins getaucht war kaum ein deutscher Dichter, keiner hatte erstaunlichere, seelische Funde ans Licht gehoben; zu den großen russischen Erzählern, zu Dostojewsky, dem Schöpfer des „Raskolnikow“, muß man sich wenden, um Gleichartiges zu finden. Und in der Tat knüpfen sich Fäden zwischen dem schlesischen Poeten und den Meistern der Prosadichtung des benachbarten Rußland. Hier wie dort finden wir die Vereinigung von sinnlicher Fülle und plastischer Gegenwärtigkeit des äußeren Lebens mit der in die verborgensten Gänge und Winkel, in die letzten Gründe und Untergründe des menschlichen Bewußtseins hinabsteigenden und sie durchleuchtenden Psychologie, die doch bei aller Subtilität im Gegensatz zu derjenigen gewisser französischer und auch deutscher oder halbdeutscher Novellisten,

niemals den Eindruck eines artistischen Raffinements, einer ihrer Virtuosität bewußten, experimentierenden Seelenanatomie macht.

Hier wie dort finden wir das Herz des Dichters bei den Armen, den Gedrückten, den ohnmächtig Leidenden, deren tiefste, den Augen der Welt verborgenen Qualen er mitfühlt und als Seelenkünder enthüllt; hier wie dort finden wir den slavischen Zug einer fatalistischen Ergebenheit, die nur durch die äußerste Verzweiflung aufgerüttelt wird und nicht zum Handeln und Kämpfen sich aufraffen, sondern nur in blinder explosiver Entladung schließlich den lastenden Druck abschütteln kann, in der Vernichtung der Unterdrücker die Selbstvernichtung nicht scheuend. Aber ein Unterschied ist freilich dabei; die sozialpolitische Note, die bei den Russen dominiert, die den Grundton für die Darstellung der qualvollen Gebundenheit des Lebens der Enterbten bildet, klingt bei Stehr nicht mit. Die äußere Lage, die wirtschaftliche und politische Abhängigkeit hat, obwohl auch Stehrs Welt die der dürftigen Dorfbewohner und Kleinbürger ist, für ihn nebensächliche Bedeutung; für ihn kommt in höherem Maße die Abhängigkeit von dem dunklen, unerforschlichen Urgrunde alles Seins in Betracht, jene Abhängigkeit, die das Wort von der menschlichen Willensfreiheit zum Spott macht; und seine indirekte Anklage richtet sich weniger gegen irdische Machthaber, als gegen das unerbittliche Fatum, gegen die unergründlichen ewigen Mächte, die den Menschen ins Leben hineinführen, ihn schuldig werden lassen und dann der Pein überlassen. Und anderseits fehlt in der Welt des schlesischen Dichters, in der nur die ehernen Gesetze des Diesseits herrschen, die Himmelsmacht, die den Gebeugten aufrichtet, den sich zu ihr flüchtenden reuigen Sünder an ein verzeihendes Herz zieht, die über eine Welt des Grauens, des Elends, der Verzweiflung schließlich ein verklärendes Licht allerbarmender Versöhnung breitet. Für den schlesischen Dichter gibt es keine Kraft, keine Befreiung, die nicht aus der menschlichen Seele kommt, in der alle Engel und Teufel, alle schöpferischen und zerstörenden Mächte der Natur schlummern, und aus der, unergründlichen Tiefen entkeimend, langsam, unfaßbar und schließlich bezwingend das Schicksal des Menschen emporwächst. Wenn in einer seiner Schöpfungen, in der persönlichstes Leid gestaltenden und überwindenden Prosadichtung „Das letzte Kind“ sich dem Erdenjammer der Mutter, die, wie die verzweifelte Mutter in dem Andersen'schen Märchen, dem Tode ihr Kind abringen will, die Glorie des Himmels als strahlende Zuflucht öffnet, so handelt es sich hier um nicht mehr als ein Gleichnis, um eine Märchenvision, die der Dichter, wie sein Vorbild Gerhart Hauptmann, der Schöpfer des „Hannele“, in den Rahmen einer bitteren irdischen Realität bannt. Aus dieser lichten Welt des gläubigen Wahns, in der die Mutter, durch die Pforte des Todes schreitend, mit dem verlorenen Kinde sich vereinigt findet, reicht kein Trost hinab in die Gefilde der Lebenden. Den allein zurückgebliebenen Vater nimmt als letztes und einziges Asyl die Abgeschiedenheit des Irrsinns auf.

* * *

Das christliche Ethos, das bei den Russen gleichsam als transzendentale Macht in die Welt der Notwendigkeit, und Gesetzmäßigkeit des reinen, alle Moral auflösenden Intellektualismus, der egoistischen Triebe hineinbricht, hat bei Stehr, der psychisches Leben unverfälscht darstellen und als Künstler gestalten will, nicht eine entscheidende Stimme; nicht daß er es etwa ausdrücklich negiert, oder polemisierend ablehnt; aber es ist für die seelischen Regionen, in denen der Dichter die Grundzüge des Menschlichen, das tiefste innere Leben, wo es kein Gut und Böse gibt, sondern nur Naturprozesse sich abspielen, sucht, ohne Bedeutung. Ein latentes Ethos, das freilich, von keinen dogmatischen Schranken eingeengt und von jeder konfessionellen Färbung frei, nur in dem Grunde des rein Menschlichen wurzelt, ist gleichwohl in diesen seelischen Vorgängen, in dem Befreiungsthema des Dichters fühlbar; wenn dieser auch dem direkten Moralisieren abhold ist. Am stärksten tönt die moralische Note bei ihm in der zweiten seiner Prosaschöpfungen, die er mit dem „Graveur“ zu einem Bande („Auf Leben und Tod“, 1898)*) vereinigt hat: in „Meicke der Teufel“. In diesem Werke kämpfen zwei Menschen den Befreiungskampf, der sie aus der schlammigen Tiefe zu lichten Höhen retten soll; bei Gustav Marx, der halb verhungert und verkommen aus Rußland in die Heimat zurückkehrt, ist es mehr die materielle Not, bei der Frau, die ihm durch die Begierde des Geschlechts verfällt, der Witwe Katharine Stumpf, die seelische Not, die diesen Kampf gebiert, der für den einen mit der Niederlage, für den andern mit der Läuterung, für beide aber mit einer Katastrophe endet. Gustav Marx, der die in der Gestalt des symbolisch-mystischen Hundes „Meicke der Teufel“ sich an seine Fersen heftende, lasterhafte Vergangenheit abschütteln will, sucht, nachdem er zunächst

*) Sämtliche Werke Stehrs sind im Verlage von S. Fischer in Berlin erschienen.

durch die Arbeit festen Boden und das Vertrauen des Weibes gewonnen hat, dem er sich als Knecht verdingt und zu dessen Gebieter er sich aufschwingt, seine Erhebung durch die Erniederung des Weibes zu erreichen, dessen Sinnlichkeit er mit schamloser Raffiniertheit ausnutzt, um es sich willenlos zu unterwerfen und sein Wort zur Wirklichkeit zu machen: „Oals Knecht zieh ich a mol ei de Kerche, oan oals Herr komm ich wieder heem“. Aber in der alternden Frau, die von den Forderungen eines heißen Blutes gepeinigt wird und sich in den Abgrund entwürdigender Lust verliert, schlummert eine Macht, die, plötzlich aufwachend, sich aufreckt und schließlich siegreich alles andere überwältigt: die Sehnsucht nach Schönheit, nach Reinheit, die ihr in der Gestalt der aufblühenden jungfräulichen Tochter vorwurfsvoll mahnend vor Augen steht: „Ach, noch eenmal, noch een allereenzigstes mal Kend sein!“ Und das Muttergefühl ergreift, alles andere aus ihr verdrängend, Besitz von der verirrten, zerknirschten Seele, die sich über alle Schande und Niedrigkeit erhebt und in der Tat selbstloser Aufopferung das Werk der Läuterung krönt. Frau Katharine Stumpf lenkt die Kugel des eifersüchtigen Liebhabers, der seine Verführungskunst zuletzt vergebens an der reinen Tochter der Wittib erprobt, auf sich. Die Mutter hat über das Weib gesiegt; aber sie bezahlt den moralischen Sieg mit dem Tode. Der in allen Hoffnungen getäuschte, dem Bann der alten Lasterhaftigkeit verfallene Mann aber endet sein verfehltes Leben durch Selbstmord. In diesem Werke hat Stehr sein Bestes und Tiefstes in der Gestalt des mit seinen Trieben ringenden und sie schließlich überwindenden Weibes geboten, dem er, seine ganze Dichtergröße damit offenbarend, trotz der abschreckenden Lebenswahrheit in der Darstellung sittlicher Entwürdigung, die tiefe menschliche Teilnahme des Lesers zuzuwenden weiß, weil er selbst, nicht als Richter, als pathetischer Moralist, noch auch anderseits als ein auf die lüsternen Instinkte spekulierender Scheinmoralist, der den Frommen wie den Kindern der Welt, nach dem Schillerschen Rezept zu gefallen versucht, sondern als ein durch Mitleid Wissender, als ein alles Menschliche verstehender Seelenkünder die Irrgänge der dunklen Leidenschaften und Triebe mit dem Lichte seiner Erkenntnis durchdringt.

In seinem nächsten Werke, „Der Schindelmacher“ (1899) konzentriert der Dichter wieder seine ganze Kraft auf einen männlichen Helden. Und diesmal hat er das immer wiederkehrende Thema der leidenden Ohnmacht, die sich schließlich zur befreienden Tat aufrafft, in die bäuerliche Tragödie des „Ausgedingers“ gekleidet. Wie oft ist sie nicht gestaltet worden; mit melodramatischen Wirkungen, mit der Breite des in ländlicher Detailmalerei sich ergehenden Dorfromans; niemals aber mit solcher Tiefe der „hinter die neunte Haut blickenden“ Psychologie, niemals mit dieser machtvollen Gedrängtheit, dieser großartigen, den Einzelfall zum Typischen steigernden Monumentalität und dieser elementaren Kraft. Wie in der stumpf gewordenen Seele des armen, alten, mißhandelten Franz Tonan, der nach dem plötzlichen Tode seines Weibes selbst innerlich gestorben ist, nach sieben Jahren des Martyriums aus geheimnisvollen Tiefen eine Macht emporkeimt, die ihm die Augen öffnet über die Schmach seines vernachlässigten, dem Geiz und der Bosheit ausgelieferten Alters, wie sie, ihn mehr und mehr erfüllend, den eingeschlafenen Willen zum Handeln aufstachelt, wie die angeborene Güte des Weichgeschaffenen mit den Forderungen seiner beleidigten Menschenwürde streitet, bis ihn die unbelehrbare Verstocktheit seiner hartherzigen Peiniger zur Rachetat zwingt, — das ist mit einer überzeugenden Wahrheit, mit einer Eindringlichkeit, mit einer plastischen Gestaltung kaum faßbaren inneren Lebens dargestellt, die nicht übertroffen werden können. Wie fein empfunden ist, um nur einen der bewundernswerten Züge psychologischen Hineinfühlens hervorzuheben, die Wirkung gemalt, die der Anblick heiter spielender Kinder auf das gekränkte Gemüt des armen, liebeerfüllten und zum Hasse gezwungenen Alten übt. Das Bild bleibt in ihm wie ein „helles Leuchten, ein glänzender Hintergrund“, auf dem sein Brüten, mit wolllüstiger Bitterkeit, mit peinlicher Genauigkeit alle Härte, Lieblosigkeit und Vernachlässigung zeichnet, mit der seine Quäler sein Leben verwundet hatten. Und mit einer fortreißenden Gewalt und Wucht ist die wie ein zermalmendes und doch grandioses Naturschauspiel erschütternde und zugleich bannende Katastrophe dargestellt, da der Alte in einem wahren, jubelnden Zerstörungsrausch, in dem Triumphgefühl seiner siegenden Kraft das Heim der vor seiner entfesselten Wut Geflüchteten verwüstet, ihr Hab und Gut zerstört und zerstreut, während ein furchtbares Unwetter, mit Sturm, Regen, Blitz und Donner wütend, die Felder niedermäht. Dann, als das Werk der Zerstörung vollendet ist, seine habgierigen Peiniger der Armut überliefert sind, erhängt er sich, das Antlitz von dem Lächeln eines friedseligen Kindergemüts verklärt, in der Ecke, wo sein Weib gestorben.

(Fortsetzung folgt)

# Ueber die russische Grenze

Von Adolf Oehler in Graudenz

Ein prächtiger Sommertag. Ein wolkenloser, azurblauer Himmel spannt sich in weitem Bogen über die Grenzstadt Kattowitz, und der Sonnenschein flutet auf das Asphaltpflaster dieser kleinen Großstadt herab. In der hochmodernen Verkehrshalle des neuen prächtigen Bahnhofsgebäudes hat die brütende Hitze um die Mittagsstunde noch keinen Einfluß; hier herrscht eine angenehme Kühle, und trotz der vielen Menschen, die sich dort aufhalten, ist es auffallend still. Es ist kurz vor Abgang des Zuges nach Sosnowice, oder wie es kurz heißt: des „polnischen Zuges", der mich nach der nächsten Stadt jenseits der russischen Grenze, nach Sosnowice, bringen soll. Ich war im Begriff, zum ersten Male Väterchens heiliges Reich zu betreten, ein Moment also, wo ich mit eigenen Augen all das sehen sollte, von dem ich schon so viel gehört und gelesen hatte. Der Schleier sollte sich lüften, der geheimnisvoll über fabelhaften Reichtum und tiefstes Elend, über Gold, Talmi und ekelhaften Schmutz, über uneingeschränkte Willkür und sklavische Abhängigkeit ausgebreitet ist.

In der Verkehrshalle des Kattowitzer Bahnhofes hatte ich gleich Gelegenheit, meine Reisegesellschaft einmal näher anzusehen. Sehr vertrauenerweckend nahm sie sich nun gerade nicht aus. Zumeist waren es jüdische Händler mit langen, nicht allzu sauberen Kaftans, jenen fast bis zur Erde reichenden Röcken, über die man so häufig in den Witzblättern zu lachen pflegt. Die Frauen, die truppweise in den Ecken der Halle stehen und an Apfelsinen kauen, daß der Saft von den Mundwinkeln abwärts helle Streifen auf die schmutzige Haut zeichnet, sind trotz der enormen Hitze in lange Umschlagemäntel von undefinierbarer Farbe gehüllt, unter denen sie ein ganzes Warenlager mit sich führen, das unverzollt die Grenze passieren soll. Nun merke ich auch, daß die jüdischen Frauen, soweit sie verheiratet sind, durchweg Perücken tragen, deren Verfassung mit der übrigen unappetitlichen Erscheinung der Weiber im vollsten Einklang sich befindet. Beim Passieren dieser wenig lieblichen Gesellschaft ist es mein einziges Bestreben, nicht irgendwo mit dem Aermel anzustreifen, um nicht auf diesem Wege lebende Erinnerungen mit fortzunehmen. Einen lebhaften Kontrast hierzu bilden die elegant gekleideten Damen der besseren Stände aus Russisch-Polen, die in Begleitung galanter Herren, russischer Offiziere in schneeweißen Litewkas und russischer Studenten in ihrer kleidsamen Uniform, auf und ab promenieren und auf den Abgang des Zuges warten. Schon hier merkt man, daß der solide Mittelstand, der im deutschen Reiche eine so tatkräftige Stütze des Gemeinwesens ist, in Rußland fast völlig fehlt.

Endlich wird die Bahnsteigsperre, an der Gendarmerie aufgebaut ist, geöffnet, und wie ein Schwarm aufgescheuchter Feldtauben flattern die polnischen Händler mit ihren umfangreichen Packen und Paketen auf den „polnischen Bahnhof", wo sie besondere Wagen, die mit der Inschrift „Mit Traglasten" versehen sind, aufnehmen. Bei diesem Grenzzuge macht selbst die königliche preußische Eisenbahn, die sonst so peinlich auf die Durchführung aller Bestimmungen hält, eine Ausnahme. In diese Wagen darf der Reisende als „Handgepäck" mitnehmen, was er nur zu schleppen imstande ist, ohne Rücksicht auf Gewicht und Umfang des Gutes, ein Entgegenkommen der Kattowitzer Eisenbahndirektion, das dankbar anerkannt und bestmöglichst ausgenützt wird.

Der „Wissenschaft wegen" steige ich auch in einen solchen „Traglasten-Wagen" ein. In das Aroma von Heringen, geschmierten Stiefeln und alten Kleidern mischt sich der scharfe Geruch von Lysol. Aus leicht begreiflichen Gründen werden die Waggons nach jedesmaliger Benutzung desinfiziert, und wer eine solche Reise nach Rußland aus eigener Erfahrung kennt, wird der Eisenbahnverwaltung gewiß keinen Vorwurf wegen allzugroßer Verschwendung machen. Gleich nach dem Einsteigen geben sich die Schmugglerfrauen einer eigenartigen Beschäftigung hin, und nun hatte ich Gelegenheit zu bewundern, was so eine Frau alles zu verbergen imstande ist. Im Handumdrehen verschwinden die umfangreichen Pakete, aus deren Umhüllung alles Denkbare und Undenkbare entnommen und unter den Kleidern verborgen wird. Streichhölzer, seidene Bänder, Kinderschuhe, Likörflaschen, Blusen, Konservenbüchsen, Lichter, Herrengarderobe usw. werden sorgsam verstaut und zwar meist auf dem bloßen Körper. Prüde waren die Frauen dabei nicht, trotz der Herrengesellschaft; sie hatten schließlich auch gar keine Zeit dazu; denn innerhalb der knapp 20 Minuten dauernden Bahnfahrt mußte alles untergebracht

sein; selbst das Fleisch und der Speck wurden an solchen Körperstellen verwahrt, daß man im stillen den Konsumenten ohne weiteres guten Appetit wünscht.

Polternd fährt der Zug über die Grenzbrücke, die auf der einen Seite von zwei preußischen Gendarmen, auf der anderen von drei russischen Grenzsoldaten bewacht wird. Nun war ich also in Rußland! Ein eigentümliches Gefühl engte mir die Brust ein, und immer wieder drängte sich mir die Frage auf: „Werde ich nach dem, was man von Rußland hört und liest, auch wieder heil über die Grenze zurückkommen?" Dicht hinter der Grenze sieht man ein Wachtlokal, vor dem sich Kosaken eingehend mit ihren Pferden beschäftigten. Wenige Minuten später fährt der Zug auf dem Bahnhof in Sosnowice ein. Ein Anziehen der Bremsen, ein Knirschen der Räder, ein Ruck, und der Zug hält vor dem schmucken Stationsgebäude. Wir werden von einem Dutzend Soldaten mit weiten Hosen, weißen Litewkas und aufgepflanztem Bajonett empfangen und ohne große Umstände nach der Zoll- und Paßrevision dirigiert. Eine wilde Jagd beginnt. Die ständigen Reisenden stürzen in aller Eile vorwärts, um möglichst die ersten bei den Zollbeamten zu sein. Die etwa 400 Personen, die der Zug aus Kattowitz gebracht hat, zwängen sich durch einen etwa einen Meter breiten Gang, der durch Barrieren begrenzt ist. Die Zollbeamten sortieren nun mit bemerkenswerter Routine die Schafe von den Böcken; letztere sind die Verdächtigen, die sich in einem Separatraum einer eingehenden Körpervisitation unterziehen müssen. Ich gehörte zu denen, die ohne Aufenthalt passieren durften.

Vorher hatte mir ein Unteroffizier den Halbpaß abgenommen, den ich bei der Kattowitzer Polizei für ganze 10 Pfennig erstanden hatte. In der geräumigen Revisionshalle steht der Gendarmerie-Oberst, ein wahrer Hüne mit eisgrauem, buschigen Schnurrbart, der die Ankommenden scharf mustert. Wieder mußte man an einer Barriere warten, an der zwei Kosaken nur dadurch Ruhe und Ordnung zu schaffen vermochten, daß sie mit der Knute in bedenklicher Nähe der Vorlauten herumfuchtelten. Daß dieses Gedränge ein beliebtes Betätigungsfeld für Taschendiebe und ähnliches Gelichter ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Schließlich teilte ein Soldat die visitierten Pässe wieder aus, und ich wundere mich heute noch, daß ich beim Aufruf meinen Namen auf russisch verstanden hatte, obwohl sich der Soldat bei der Aussprache beinahe die Zunge gebrochen hatte.

Froh war ich, als ich die vielhundertköpfige Menge in den Vorräumen des Bahnhofsgebäudes durchquert hatte und wieder frische Luft atmen konnte. Das also war Sosnowice, dieses das heilige Rußland! Dicht vor den Eingängen zum Bahnhofe lagerte eine Schar Bettler, deren gräßliches Aussehen tiefstes Mitleid erregen muß, und deren mit singender Stimme gemurmelten Gebete in die Seele schnitten.

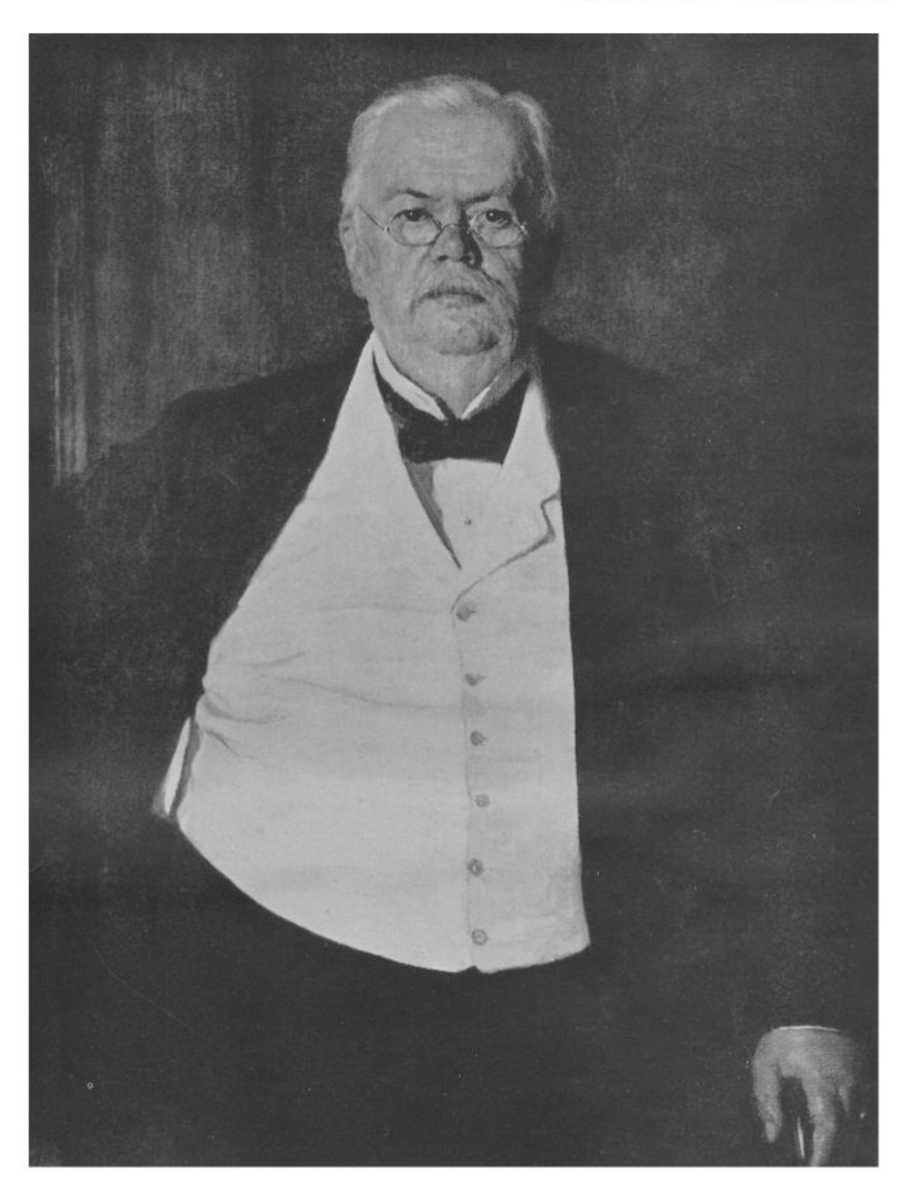
# Dämmerung

Lange, lichte Schleier hängen fern
An des Abends hochgewölbten Toren,
Und ein erster, früherwachter Stern
Hat sich in das blasse Blau verloren.

Wolken stehen schwer und silbermatt,
Sind weither aus heißem Land gekommen,
Haben von der glanzgekränzten Stadt
Letztes Leuchten in ihr Reich genommen.

Glocken beten ihr alltäglich Lied,
Tragen ihren trauten Ton zum Träumen,
Und ein farbenfroher Schimmer zieht
Nach des Himmels düsterdunklen Säumen. —

Hans Herbert Ulrich



Breslauer Privatbesitz

Carl Bantzer
Bildnis des Dr. Heinrich von Korn